~~D. L. 1533~~
D. L. 813
fol: 101
5½
LD 4307
6

Gotth. Ephr. Lessings

sämmtliche Werke.

Poesie und Kunst.

Sechster Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Kunst und Alterthum.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1824.

Inhalt.

Zweiter Theil. Vier und vierzigster bis sieben und funfzigster Brief. . . S. 1

Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts. Aus Lessings Papieren. S. 115

Zusätze zu den Briefen antiquarischen Inhalts. Von dem Herausgeber. . . S. 149

Briefe,

antiquarischen Inhalts.

Zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweitens den, daß

unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bei einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, *) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief

*) Nro. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le Nro. 10. ou le même Outiltouche bien plûtot aux bords de le pierre plate.

zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer sind," als die platten; in so fern sie es nämlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figuren nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art der Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher; und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erleichtern kann. Man nehme an, es solle ein runder bauchichter Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieser Schild

auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite; so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll der Schild seine convexe Seite zeigen, so ist es klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausholen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll der Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist es eben so klar, daß er den ganzen Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. *) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand; so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art der Smaragde verstanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht: iidem plerumque et

*) Theil V. S. 180.

concavi, ut, visum colligant; so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verboten gewesen. *) Doch nicht

*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus einer Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt, quod visum colligant; et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne ostensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoctantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imaginis redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exem-

zu gedenken, daß dem iis sonach Gewalt geschieht, wenn man es auf das nächststehende Subjekt ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallel-

---

pel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt: cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere, redet.

stelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier blos auf den Widerspruch, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nämlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthigt, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bei dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuern Steines, als der Smaragd war, allzu häufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: *) so meynte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne: er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet; und Vettori glaubte,

*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opera in area tam parvula sane, admirando, quas oculo nudo vix incisas esse judicaveris.

durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, diese Meynung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum quo ludos gladiatorios spectare consueverat pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß die Alten sie so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Alten sie gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn; sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammen gebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu,

weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer späteren Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflektirten Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meynt, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornämlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nich in Abrede

seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerati. Quarum vero corpus extensum est, eadem, qua specula ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beschreibt

ihn uns oculis caesiis et hebetioribus, *) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. **)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußtapfen desselben getreten wäre. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat. ***)

„Noch eine Anmerkung," schreibt er, ****) „bei den so subtilen Werken der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz. Dieses so Feine „hat mehr denn ein scharf sehendes Auge erfordert. „Die Augen der Alten haben aber deswegen nicht „schärfer, als die unsrigen, gesehen. Es ist also „zu vermuthen, daß sie die Augen, so wie es unsere heutigen Künstler auch bei dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit

*) Cap. 51.

**) Lib. XI. sect. 54. Edit. Hard.

***) S. die Zusätze des Herausg. XIX.

****) Vorbericht S. XXXV.

„Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. „Aber diese verfertigen zu können, gehört zur Di- „optrik. Daß aber die Dioptrik bei den Alten im „Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch nur „eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß „Euklides, ungefähr dreihundert Jahr vor Christi „Geburt, die Mathesis und auch die Optik geleh- „ret, und daß hernach aus ihm Abazen und Vi- „tellio ihre Grundsätze zur Optik genommen; aber „daß die Dioptrik besonders gelehrt worden, habe „ich nirgends finden können. So viel könnte seyn, „daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil man „den Namen Anaclastica einer Wissenschaft beile- „get, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es „vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel ältere „rund geschliffene Steine, als Euklides ist, und „die ein Alter von mehr als dreitausend Jahren „zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus „der Schrift, die man auf den Steinen gar oft „findet, und aus dem Charakter der Buchstaben „ihr Alter sicher angeben könnte; aber auch da fin- „det man, daß sie das Alter des Euklides sehr „weit übersteigen. Indeß halte ich es für gar mög- „lich, daß die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und „nur zufälliger Weise können erfunden worden seyn. „Ein einziger Tropfen Wasser, der von ungefähr „auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte „hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man „dabei denken darf, daß solche nach den Regeln der „Dioptrik verfertiget worden. Denn viele alte „Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die „Mikroskopia, geschliffen; auch brauchten die Alten „öfters Krystall, oder andere eben so reine und

„durchsichtige Edelsteine, besonders den Beryll. Es „durfte nur ein Krystall von ungefähr linsenförmig „geschliffen worden seyn, so war das Vergrößerungs„glas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er ei„nen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch „die Zuschauer, wenn er aufs Theater kam, anzu„sehen." *)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte:

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern blos, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sah, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das blose Auge waren. Son-

*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

dern sie mußte platt seyn, diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die blosen Conservativgläser Brillengläser nenen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert durfte also den Baccius für seine Meynung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nämliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds

tanquam speculo bedient habe*: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet, zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem anden Namen, gelehrt hätten; wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proklus, im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ανακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse. *)

3. Doch

*) S. Zus. XX.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meynt nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. *) Aber die blose Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die früheſten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Herr Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linsenförmig geschliffener Kristall wird auch nur ungefähr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphä-

*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik, S. 366.

rischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser, jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefähr linsenförmig geschliffene Kristall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smith's Optik hat mich daher ein wenig befremdet. *) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, „so ist zu verwundern, daß wir bei ihnen gar „keine Spur finden, daß sie etwas von derselben „Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals „durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la „Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsernen Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten „die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, „und größer dürfen wir es nicht annehmen, so „müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch „sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. „Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, „erfordert entweder eine größere Kugel, als sich „verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jetzt mit Vortheil gebrauchen. Die „Alten wußten vermuthlich nicht, das Glas zu „schleifen, sie konnten es nur in Kugeln blasen."

---

*) S. 381.

Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbei sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, welche die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefähr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich; aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: *) Litterae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieses, meyne ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smith so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf

*) Natural. quaest. lib. I. cap. 6.

diese Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden! doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam als de la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen hat. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß, ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan haben. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meynet nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Cirkelbogen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meyne ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die

vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorher gehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meynen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? mit Einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer

erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bei andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel-Commenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ευθυς, κρατουσι τον σφυγμον του
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an „den Puls, und beschauen die Auswürfe mit dem „Glase." Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den üblen Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bei; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur blos von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: *) „dies ist in der That auch der „wahre Verstand; wie man eben diese Gewohnheit

*) Nach der deutschen Ueberseßung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„noch heutigen Tages an einigen Orten findet: „oder man müßte das Glas für eine Art von lente „erklären; wiewohl ich zweifle, daß die Alten der- „gleichen Gläser gehabt haben." Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten der- gleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hat- ten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungs- gläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?" Ein Arzt, dächte ich, sollte so ekel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τȣ ὑελιȣ sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden wer- den, die Manni selbst so wohl kannte? Es be- fremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhn- lich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläser- nen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, *) quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila ad versis posita

*) Lib. XXXVII. Sect. 10.

solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Kristall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. *) Sie sey aber von Kristall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nämliche durchsichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbei auffallen. Dieser nämlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Kristall war; so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meynung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln, zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte kristallene Kugeln thun

*) Libr. XXXVI. Sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, *) bei Gelegenheit einer anderen Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit plinius; το κρυσαλλοφανες ἀντι της κρυσαλλε. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kristallglase, und nicht von wirklichem Kristalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kristall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch, Kristall gewesen? Kristall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben ihn hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich kristallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nämliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Kristall. Sie füllten die

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Wasser springen mußte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excaedescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Kristall, daß er die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es vermöge der seltsamen Meynung, die sie von der Entstehung des Kristalls hatten, um so vielmehr glauben. *) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen; füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die kristallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt,

---

*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui additur.

den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit blosem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen; so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif' ich, wie jene

gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenkt: da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichtes zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. *) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, unstreitig zu sehr vernachlässigt: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichtes bei den Alten, oder bei den Neuern der schärfere sey? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, als wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen würde.

---

*) Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII, sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bei der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneidekunst etwas lange verweilet. Bei der zweiten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: *)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines „Steines dienten den Alten bei erhabenen geschnit„tenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, „die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und „die schönste Malerei zuwege zu bringen. Sie „wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit „zu geben, die sich der Natur näherte, und mach„ten dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft. Die „Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, welche „zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf „eine andere zugleich mit erstreckt, und alle Unord„nung ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändelei! Also war es, bei erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck!

*) S. 53.

kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malerei daraus entstand? Die schönste Malerei! Eine Malerei, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe,“ sagt Herr Raspe, *) „viele geschnittene Steine dieser „Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die Akro„sticha und Chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang „und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Ver„dienst.“ Auch Herr Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollte. Wozu also so viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

---

*) Anmerkungen rc. S. 31. (Cassel 1768) in 11.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meyne ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardoniches, sagt Plinius, *) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in dem er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen. **)

---

*) Libr. XXXVII. Sect. 75.

**) S. Zus. XXI.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter dem Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentlich Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Boot: *)

Dum

*) Lib. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, unstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere,

als

Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleich

---

als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das Nämliche, fast mit den nämlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Boot schrieb: und aus solchen gleich lautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller," schreibt Caylus, (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine S. 31, deutsche Ueb.) „hat oft ganze „Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus abgeschrieben, indem er nur einige Ausdrücke dar„an verändert, oder hinzugesetzt. Er ist nicht „zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts „gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl „der Schriftsteller, deren er sich bei Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal ge-

viel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die

---

„nennt hat." Diese Anklage ist hart: aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bei den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese, Beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße und schwarze Schichte hat, so wäre es sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von Einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächlichere Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein

erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bei andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel-Commenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ευθυς, κρατουσι τον σφυγμον τὀ
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an „den Puls, und beschauen die Auswürfe mit dem „Glase." Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den üblen Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bei; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur blos von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: *) „dies ist in der That auch der „wahre Verstand; wie man eben diese Gewohnheit

*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„noch heutigen Tages an einigen Orten findet: „oder man müßte das Glas für eine Art von lente „erklären; wiewohl ich zweifle, daß die Alten der= „gleichen Gläser gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten der= gleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hat= ten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungs= gläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, sollte so ekel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα τε ὑελιε* sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden wer= den, die Manni selbst so wohl kannte? Es be= fremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhn= lich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläser= nen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, *) quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila ad versis posita

---

*) Lib. XXXVII. Sect. 10.

solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Kristall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. *) Sie sey aber von Kristall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nämliche durchsichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbei auffallen. Dieser nämlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Kristall war; so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meynung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln, zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte kristallene Kugeln thun

*) Libr. XXXVI. Sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, *) bei Gelegenheit einer anderen Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit plinius; το κρυςαλλοφανες ἀντι της κρυςαλλε. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kristallglase, und nicht von wirklichem Kristalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kristall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch, Kristall gewesen? Kristall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben ihn hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich kristallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nämliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Kristall. Sie füllten die

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Wasser springen mußte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excaedescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Kristall, daß er die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es vermöge der seltsamen Meynung, die sie von der Entstehung des Kristalls hatten, um so vielmehr glauben. *) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen; füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die kristallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt,

*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit blosem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen; so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif' ich, wie jene

gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenkt: da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. *) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, unstreitig zu sehr vernachlässigt: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bei den Alten, oder bei den Neuern der schärfere sey? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, als wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen würde.

---

*) Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII, sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bei der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneidekunst etwas lange verweilet. Bei der zweiten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: *)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines „Steines dienten den Alten bei erhabenen geschnit„tenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, „die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und „die schönste Malerei zuwege zu bringen. Sie „wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit „zu geben, die sich der Natur näherte, und mach„ten dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft. Die „Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, welche „zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf „eine andere zugleich mit erstreckt, und alle Unord„nung ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändelei! Also war es, bei erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck!

---

*) S. 53.

kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malerei daraus entstand? Die schönste Malerei! Eine Malerei, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe," sagt Herr Raspe, *) „viele geschnittene Steine dieser „Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die Akro-„sticha und Chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang „und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Ver-„dienst." Auch Herr Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollte. Wozu also so viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

---

*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Cassel 1768) in 11.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meyne ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardoniches, sagt Plinius, *) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in dem er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen. **)

---

*) Libr. XXXVII. Sect. 75.

**) S. Zus. XXI.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter dem Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentlich Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Boot: *)

Dum

*) Lib. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, unstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere,

als

Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleich

---

als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das Nämliche, fast mit den nämlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Boot schrieb: und aus solchen gleich lautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller," schreibt Caylus, (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine S. 31, deutsche Ueb.) „hat oft ganze „Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus abge„schrieben, indem er nur einige Ausdrücke dar„an verändert, oder hinzugesetzt. Er ist nicht „zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts „gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl „der Schriftsteller, deren er sich bei Verferti„gung seines Werks bediente, nicht einmal ge-

viel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die

---

„nennt hat.“ Diese Anklage ist hart: aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bei den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese, Beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße und schwarze Schichte hat, so wäre es sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von Einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächlichere Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein

Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutschen haben Camee unstreitig geradezu, von dem Italiänischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende französische Camayeu gehen. Nun lassen sie uns fürs erste den Menage *) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen, Manage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux heißen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässerichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen, **) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaïja gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder, nach dem eigenen

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

**) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wässerichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind wie das reinste Wasser? oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit Einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bei. *) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

---

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι, tief, weil sie tief gegraben worden. *) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus **) (nach dem Camillus Leonardus glaub' ich) angiebt, Καυμα heißt Brand; und daher sey Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden, Cerutus versteht die Onyxe darunter: aber woher beweiset er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeuget würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen,

---

*) A cause du creux ou ces pierres sont taillés.

**) Mus. Calceolar Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumta denominatione a voce graeca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

gegen die wahre Abstammung gestellt, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das Italiänische Cameo, das Französische Camáyeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt, *) bald Gamohuidas, bald Gammenhů, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwei Worte, Gemma huja geschrieben. **) Was ich daraus

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht; welches ich wider den Herrn Cronstedt erinnere. Siehe dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deutsche Uebersetzung. S. 16.

**) Gemohuidas schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Bruckmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt. Peantides tamen, que et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae signisicantur, sese principem offert,

aber schließen mußte, ist klar; folglich sind die ersten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

---

quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gammenhû schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 88. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quae Germani vulgo, a leni mollitie puto, Speckstein, appellant, et Gammenhû.

Gemmahuja schreibt es Joh. Rentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beim Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cinercam materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinisch deutschen Hybrida, den Franzosen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammen gezogene und verstümmelte Gemma onychis. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhů, Cameo, ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Steinart, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey: nämlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Nicolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund

von verschiedener Farbe sind. *) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein; warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nämlichen Wörter seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe.

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Wortes bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht sogar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. **) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt; erhellet. ***) Aus dem Leonardus hat Boot diesen Ka-

*) Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum asterius coloris sit, Cameos.

**) Nomencl. Rer. foss. l. c.

***) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, et a Kaumata dicitur,

mam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefähr, was sie von dem Kamam, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmhauja Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Paeantides,

---

quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissimi onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nämliche Etymologie, und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte: welches alles den Cameo verräth.

quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten; nämlich in den letzten Sylben von Gemmahuja unser deutsches h o ch zu finden. Aber hier kann ich ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf: es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beyde könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen: er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebäre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas Gaeanidas gefunden, und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen sey. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. *)

*) Indeß läßt sich freilich von Gaeanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γενη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας welches sodann Morbodus ausgedrückt

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meynung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. *) Doch ist das wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke; es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den neuern kenne ich nur den Herrn D. Vogler, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agrikola den Gemmahuja zum Specksteine mache: **) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, un-

---

hätte wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibet, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

*) (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur esse. Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

**) Prakt. Mineralsystem S. 100.

ter die verschiedenen Namen des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. *) Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein

*) (Plinius Libr. XXXVII. Sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. Sect. 6.) ſtehet anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloſer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit

großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

---

zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Calcedonia audit, et corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Calcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Calcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur: der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das

nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Pernetty *) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalet sind, und hierin die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schicht bis auf die untere Schicht von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabener Arbeit brauchten. Les Jouailleurs et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeus les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie b a s, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu, sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhů erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten. *)

---

*) S. die Zusätze des Herausgebers. XXII.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Kloz zur Erläuterung seiner zweiten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beibringet, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Kloz zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Kloz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann," sind seine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, „einer über der andern, besteht, und auf welchen „der vierspännige Wagen der Aurora erhaben ge„schnitten ist." Erst, mit Erlaubniß des Herrn Kloz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann.

Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drei Lagen von drei Farben zeigen; *) zwei, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Karneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drei Farben schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann

*) (Plinius lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beibehalten, bei dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekittet." Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bei ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweite und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen. *) Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann so genannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweite Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt: so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweifarbigen Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt.

---

*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freilich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwei ersten nichts als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmähliche Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freilich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen: denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beilegen? *) —

Ein zweites Exempel nimmt Herr Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettischen

---

*) S. Zus. XXIII.

„Sammlung," sagt er, „wird ein Tiger aus dem „orientalischen Steine, Maco, bewundert, wo sich „der Künstler der Flecken des Steines bedient hat, „um die Flecken des Tigers auszudrücken." Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also: nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhastein meynet: einen Stein, den jetzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bei seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht blos bei diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen, genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, sondern aus andern östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht und von da in Menge nach Europa geführet wird. *) **)

---

*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast, S. 86. Agates, with the resemblance of trees and shrubs ou them, they call'd, for that reason, Dendrachates.

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabei denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe wegen der Brasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte; *) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam appellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si

---

Thefe are what our jewellers ar this time call Mochostones, but improperly; for they are not the product of that kingdom, but are only used to be brought from other coun, tries and shipp'd there for the use of our merchants.

**) S. Zus. XXIV.

*) Tab. IX. p. 17.

avuincina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. *) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bei weitem nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiade bei dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte. **)

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von den nämlichen Dingen ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen

*) Laet. Libr. I. Cap. 23.

**) S. Zus. XXV.

müssen, wenn sich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwei hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beispiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er, *) viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbuncules Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Graecos, tum Latinos, celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darin auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandius möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bei dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so ge-

---

*) Praef. Interpret. Gemm.

nannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwei verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. *) Kurz, die Wesen sind hier ohne

*) Parte III. cap. 1.

Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. *)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voraltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paederos erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, schreibt Boot, **) haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehedem allerdings

---

*) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

**) Lib. II. cap. 46.

anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht blos für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waysen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. *) Hätte Boot bei dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten ächten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbe-

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

kannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pencer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beibringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beilegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören. *)

Fünfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bei dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. **)

---

*) S. Zus. XXVI.

**) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Lessings Kollektaneen, Th. XXI. Achatonyx.

Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben „noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen „Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt: *) „der Achat wird von „den mehresten Schriftstellern, die von „Edelsteinen geschrieben haben, für das Hauptge„schlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir „in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, „halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, „die auch von einigen hornartige, der Aehn„lichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen „Steinen werden der Chalcedon, der Carneol u. s. w., „von undurchsichtigen der Onyx für Achatarten an„genommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmann den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogel statt aller nennen will. **)

*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

**) Mineralsystem S. 132.

„Der Name Achatonyx,“ fährt der Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie Lessing glaubt, „wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geschlechte „gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx „auch ein Monstrum seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nämlichen Geschlechts sind, die sich allerdings komponiren lassen, wie ich bei dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wann und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmann *) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Weniger beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des

---

*) S. 71 und 80.

des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freilich blos willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich, *) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farbe und Durchsichtigkeit verschiedener Hornsteine sey, gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Karneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nämlichen sind, und sie sich folg-

*) S. 86.

lich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben, unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen „Streife den Achat zum Onyx mache, müsse er „darum bezweifeln, weil die Streife keine „nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, und es „auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage „von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden." Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den so genannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bei Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. *)

*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstände, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Kabinette zu be-

---

müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Kommentators bekräftigen. The zones, sagt Hill, are laid in perfect regularity, and do not, according to the jugdment of the nicest distinguishers of the present times, exclude it from the Onyx-Class, of whatsoever colour they are, except red; in whith case it takes the name of Sardonyx. The colour of the ground and regularity of the zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this stone: and in this last, particularly, it differs from the Agate, which often had the same colours, but placed in irregular clouds, veins, or spots.

merken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besondrer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von einigen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Herrn Klotz, daß sich die Alten zu erhabnen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit, entschuldigen läßt.

Das nämliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beispiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe, und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir-Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir-Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigen Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Kloß selbst dazu sagt.

Ich habe lange bei mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beispielen bekannt. Neue hat Herr Kloß deren eben nicht erfunden. Troß meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die leztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten Zorn, zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publikum, in dessen

Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. *)

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publikum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publikum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind denn wir beide, Herr Klotz und ich, unter den Schriftstellern, daß wir das Publikum zu

---

*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Herrn Klotz, im 133sten Stücke des Hamburger Korrespondenten vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studirter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publikum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publikum sind: so interessiren wir das Publikum gewiß!

Aber Herr Kloz sagt zugleich, „er sehe nicht ein daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herrn Kloz weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Kloz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm; sie bestehe nämlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, inner=

halb deren er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauer süßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publikum interessire der„gleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen „Künste und Wissenschaften davon haben könnten! „u. s. w."

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtseyn," sagt Herr Klotz, „daß ich „niemanden in der Welt beleidigen wollte." —

Beleidigen! vorsätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herrn Klotz das zutrauen? Einem vorsätzlich eine unangenehme Stunde machen! das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freimü-

thigkeit selbst bekennet. *) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn,“ sagt er, „erlaubt mir „nicht, jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn „Lessings Zorn, zu befürchten.“ Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herrn Klotz im Angesichte des Publikums zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publikums? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publikums, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meynung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich die Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

---

*) Allgemeine Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gebe ihm in meinem „Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode „vom Thersites um deswillen tadele, weil Thersi„tes eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie „eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, „weil er eine lächerliche Person sey, und durch „seine Gegenwart die feierliche Harmonie des epi„schen Gedichts zerstöre."

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr, wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich: und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer

bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte; so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt; sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herrn Klotz jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darüber gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Herr Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweiter Aufsatz von ihm, in dem nämlichen Korrespondenten. *) Er merkte, daß es mit der

*) S. 154. 55. vor. Jahr.

vornehmen, abweisenden Miene nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Herr Lessing," lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon „auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so „deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich „dieses nicht anders, als sehr befremden. Herr „Lessing verlangte in einem Briefe vom 9. Juli „1766 meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so gefälligen und „höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein „Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für „meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meynung „über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie „ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing erwies, gemäß war. „Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu „thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwa Fehler aufzusuchen und dadurch Hrn. Lessing beschwerlich zu werden. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine Hypothese vom „Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe „noch in den Göttingischen Anzeigen (1768 S. 176) „diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Herr Lessing zwei Statuen mit einander verwechselt habe. Denn die Stellung des „Fechters (s. Villa Borghese S. 317) kann ganz „und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedecken=

den, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis jetzt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. *) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingische Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin diese Verwechslung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bei allem seinem Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederholen, ist mir noch ekelhafter, als es dem Leser seyn würde; neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, Jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

---

*) Brief 36.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen: und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenten Stücke der Deutschen Bibliothek des Herrn Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben: oder geschwind noch lesen müssen?

Zwei und funfzigster Brief.

Herr Klotz sah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sah, daß ich ihm den Krieg in sein eignes Land spiele; und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verläumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meynen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er

mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unter dem 9. Juni 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Korrespondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9. Juni nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9. Mai war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis liter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen: und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen; so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie „in meinem zartesten Alter bei meinem Vater in „Bischofswerda gesehen zu haben, wohin Sie ein „gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet „hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich „mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen

„kann, daß ich Sie von Person zu kennen das „Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, „würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß „man Ihre Freundschaft durch eine Sprache ver= „dienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen „möchte, da sie so oft von der Verstellung gebraucht „worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohl= „that, und glauben Sie mir auf mein Wort, daß „ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer „ihrer aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß „vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Ne= „benabsichten geliebt haben, als ich."

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr „Laokoon! Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich „einmal an einem Orte, wo Barbarei und Un= „wissenheit herrscht, und wo ich nur verdrießliche „Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert wor= „den. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt „mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall „mit Ihren Meynungen zufrieden bin. Ja, ich „bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, „wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, „solche in den Actis liter. Ihnen mitzutheilen. „Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. „Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem „Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Aus= „gabe des Epp. Homeric. zu machen. Es sind „mir verschiedene geschnittene Steine und andere „Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher „Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das

„Gedicht

„Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich „aus Joh. Matthaei cani Carmin. Poëtar. illust. „Italorum (Lutetiae 1577) wo es im 2ten Theile „S. 132 stehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun „sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.“

„Vielleicht ist dem Lieblinge der griechischen „Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzu„setze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des „Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich „habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem „Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen „Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht „druckt. Ein großer Theil aber ist zu frei, als „daß er wenigstens von mir bekannt gemacht wer„den könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter „mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung „habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. „Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.“

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu

wollen. Herr Kloz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Kloz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Kloz war auch Schriftsteller. Herr Kloz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen; und also auch das Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich: Herr Kloz ist nicht überall meiner Meynung: er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es Ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich Ihm das: ich muß Ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — Ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Kloz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was

ich von ihm anzunehmen mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigenen Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, „und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Rich„ter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den „einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah „es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. „Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich „würde sagen, es sey blos in der Absicht geschehen, „mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu ver„sichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener „Mann erst gereizt werden müßte, wenn er nach „Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Ther„sites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, „als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt „man denn nur darum, um immer Recht zu haben? „Ich meyne, mich um die Wahrheit eben so ver„dient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein „Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer „entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. Mit „diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr aus„führliches Urtheil in den Actis liter. nicht anders „als freuen."

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was folgt daraus für Herrn Klotz? Es waren, wie Sie gesehen, erwi-

dernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es blos: sie ist es gar nicht. Nicht darum, meynte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn darzu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeynt hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharfsinn, auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kennt-

nissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber sie nicht entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbst gedachter Wahrheiten schlagen kann.

Drei und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich Herrn Kloz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnere mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielte, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis liter. *), in welchem Herr Kloz Wort hielt: und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Herr Kloz es einmal für gut befunden, unser Publikum in einen Privatbrief

*) Volumines III. Pars III.

gucken zu lassen: so mag diesem Publiko nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre „Ankunft in Halle, mein werthester Herr, gewartet, „und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bei sich führet, „versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Herr „Hausen, die Nachricht, daß sie in Berlin sind. „Es bleibet mir also nichts übrig, als, um mir „das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, „selbst nach Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, „daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein „Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die „ich mir von dem Warschauer Antrage versprach, „rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige „Wochen genießen würde."

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das „nieder zu schreiben, was ich bei dem Lesen Ihres „vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige „Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, so „werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient „habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und „edlem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem „andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm „nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er „auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so „verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften,

„und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser „Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Auf„nahme meiner Einfälle von Ihnen.“

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir „sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich über „meinen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie „gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder „aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich „befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten „mich, eine Sache zu unternehmen, bei der ich „blos den Fleiß eines Tagelöhners anzuwenden „brauchte. Allein, schon der Wink eines einsichts„vollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und „lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst „der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleich„gültig seyn kann.“

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und an„dern Vorrath mich in den Stand zu setzen, ein „Buch von der alten Steinschneidekunst zu ver„fertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren „gemacht, und an dessen Ausführung mich die all„hier herrschende Barbarei, und der Mangel an „Hülfsmitteln gehindert.“

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in „deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt „nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11. Oktober 1766.

gehorsamster Diener, Klotz.“

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückten Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweites Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freilich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber

er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Kloz auf sein zweites Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe: daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweiten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bei dem dritten, oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Kloz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit, antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweiten Brief hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich

schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hrn. Klotz entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekelhaft, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anders ist, einem Weihrauch streuen; und ein anders, einem, mit Wernikken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freilich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht gern seinem Vaterlande wenigstens keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken

Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt seyn. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weiß ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so etwas nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen

Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe! ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich

bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich: wozu diese Freimüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel: erspare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit selbst ersparest: schweig; — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweite Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allge„meinen Bibliothek nicht wäre."

So sagt Herr Klotz! „Damals," sagt er, *) „als ich noch an keine Deutsche Bibliothek „gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch nicht „Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner Allge„meinen Bibliothek weniger Exemplare auf der „Messe verkaufte, **) stand ich bei Herrn Nocolai „und seinen Freunden noch in Gnaden. Aber so„bald ich mich an die Spitze der über den kritischen „Despotismus Unzufriednen stellte, so sah man „mich auch mit andern Augen an: dann schrieb „der jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin „wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine so „ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen „Ministers unterdrückt wurde; dann ergriff Herr „Magister Lessing die Feder; dann ward ich selbst „in der Allgemeinen Bibliothek gemiß„handelt." —

---

*) S. 468.

**) Hallische Zeitung 1768. St. 81.

Dieser Magister Lessing soll , und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen blos und allein wider den Herrn Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändlers Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt habe; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herrn Klotz gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaube ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimerath, die Zeitungen censiret. Ein Geheimerath kann ja wohl einem andern Geheimenrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herrn Klotz wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit

zuerst

zuerst bekannt machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig: und wenn Herr Klotz sie nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thür rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nämlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, *) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zu Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst

---

*) In Leipzig bei Hilscher 1768.

gemacht haben, oder nicht; so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkündig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeugen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meynte, daß ich nothwendig bezeugen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht' ich, der fähig ist, einen bei sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzu oft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedel aus der Hand, *) in welchem er von dem letzten Stücke

---

*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Recensionen die Partheilichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft.“ „Der bittre Tadel des Herrn von Heineke,“ setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Herr „Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bei „welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Unstreitig, weil Herr Riedel das Simpelste und Natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das Simpelste und Natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel, zu schliessen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Literaturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorgt, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Herr Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nikolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Herr Kloz mich zum geschwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Ekel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Herrn Klotz aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal seyn? was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm

zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammen gestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lerne aus seinen Actis litterariis, daß er manches gute Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach des Herrn Klotz eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählich sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Kritik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! *) Aber erstaunen Sie, nicht

*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, *) lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit „auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, „habe seine Creditores, man versteht nicht recht, „ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? „bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und sich „des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Mar„burg entweichen müssen." **) — Abscheulicher

*) Der sich ruhig fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait! on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

**) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur.

Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig; denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Kloß diesem Schandurtheil die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht

---

Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen sibi paraverat, at postea, cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et infigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius; macht es dazu, und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzählicher ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Kritikus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstände, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Herrn Klotz, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereien dahin wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Widerhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Kloß urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bei dem Publiko ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! Wer ist der Herr Kloß, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Ramler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Herr Kloß, der Geheimerath. — Sehr wohl! damit muß sich die Schildwache in

einer Preußischen Festung begnügen aber auch der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechtes in Anspruch! sondern das Publikum. Die Nachsicht, die das Publikum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publiko seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publikum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Pubfici seyn, sondern will das Publikum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist? Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stylist, der erste Philolog von Europa wäre; was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn: sie mögen auf dem Dorfe oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberei leben, oder nicht: alles das ist eins wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben; sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton: alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das

Wasser zu besehen; das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller von dem Maase ihrer eigenen Talente sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervor gebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt; so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Ramler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publikum, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper, solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig: und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber so bald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können: so bald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist unstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarische Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches, „aus den persönlichen

„Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Styl, „der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz aus dem „Tone erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, „an den Verfasser des Vademekum für Herrn „Lange zu denken zwinge.“ *)

Persönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein- oder zweimal Geheimerath genannt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen: die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herrn Klotz da ertheilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf jetzt und wo möglich, auf künftig.

---

*) Deutsche Bibl. siebentes Stück, S. 465.

Der Styl, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademekum für Herrn Lange zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit Herrn Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache ——

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht; und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freimüthig seyn, ist Pflicht; so gar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht!

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den

Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Kabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz „ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. „Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe „ist noch so höflich!“

Noch so höflich! Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimerath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meyne, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhoben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich

wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, so gar mehr, als der Geheimerath. Wenn der Herr Geheimerath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimerath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt! —

Entwürfe
zur
Fortsetzung der Briefe
antiquarischen Inhalts.

Aus Lessing's Papieren.

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letztern zu erhalten. Gewisse Dinge verdienten freilich nie gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens Einmal gesagt werden.

Die persönliche Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren nur kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publicums. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei den Nachkommen nicht ganz vergessen sey, — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.

Ob Lessing den berühmten Kloz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich blos: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn genutzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz, *) bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natter's Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war seinetwegen in dem nämlichen Irrthume. **) Aber auch das beweiset nichts. Sie wissen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: sein Portrait nämlich; welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmodell gegossen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

---

*) In seiner deutschen Bibliothek d. sch. W. St. VII. S. 465.

**) S. Kollektaneen XXII. Band. Vettori.

Diesen Künstler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

(Auf einem einzelnen Oktavblatte findet sich folgender, anders lautende, Anfang dieses acht und funfzigsten Briefes):

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen; daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Klotz nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versetzen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bei dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht: aber sie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt.

LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künstler. *) — Ich tadelte ihn nicht, daß er sie nicht alle angeführt, sondern daß er gar keine andern anführte, als die er bei Stosch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paste anführen sollen, sondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektaneen, was sonst von dieser Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beiden noch nicht bekannten Steinen mit *EP.* und *ANTHPOΣ*. **)

LX.

Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Berill an, und sagt nichts von Agat und Amethist; des Moco nicht zu gedenken. — Bei Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Worts Achates, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des Aeneas angespielt sey.

Und habe ich ihm nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kunst überhaupt nichts beiwohnt?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die

---

*) S. deutsche Bibliothek, S. 474.

**) Leß. Koll. XXI. Band. Anteras.

allerbekanntesten Scribenten in dieser Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und vom Camillo Leonardo sagt. *)

LXI.

Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er ist in der Ausgabe des „Gorläus befindlich," sagt er. Sonst nirgends? — Hierbei Nachricht von den verschiedenen Ausgaben. **) — Und was für Aberglauben steht denn in dem Gedichte des Marbodus, der sich nicht auch im Plinius fände?

LXII.

Darum, daß Marbodus den Evax als Quelle nennt, brauchte er nicht ganz den Betrug

*) S. Lessings Kollektaneen. XXI. Band. Arlensis. Vergl. mit Klotz, von geschnittenen Steinen, S. 25.

**) S. Kollektaneen XXII. B. Marbodus. Ich setze hier nur noch hinzu, daß die erste, fast überall verkannte, Ausgabe von des Marbodus Gedicht über die Edelsteine schon im Jahr 1511 zu Wien in 4 erschienen ist. Ihre Beschreibung s. in Wiens Buchdruckergeschichte von Denis, S. 55. wo auch S. 312. eine andere, gleichfalls zu Wien gedruckte Ausgabe, ohne Druckjahr, nachgewiesen wird.

geschmiedet zu haben. Es können Schriften eines Evax vorhanden gewesen seyn, und sind es vielleicht noch. *)

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden sich einige, die ihm gar nicht gehören, und die sein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zustellen können. **)

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen. ***) Von den Gedichten beider ließe sich zur Berichtigung der klassischen Dichter, woraus jene Stellen genommen sind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu seiner Anthologie hätte machen können. ****)

LXV.

Wenn Kloz Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können, so würde es ihm

---

*) Koll. XXI. B. Evax.

**) Lessings Kollekt. XXII. B. Marbodus.

***) Lessings Kollekt. XXI. B. Hildebertus.

****) Lessings Kollekt. XXI. B. Anthologie.

dieser ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bei Kloz, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht ganz lesen; geschweige, daß er sie zu widerlegen sich die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen; und er läßt seine Kreaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt.

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.

LXVI.

Eine von seinen ersten Kreaturen ist Riedel. Ueber dessen Recension der antiquarischen Briefe in der Erfurter Zeitung. *)

„Noch," fängt er an, „haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessing (erster Theil bei Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt."

*) Der Anfang von Lessings Antwort auf diese Recension fand sich diesem Entwurfe beigelegt, und wird daher hier sogleich mit eingerückt.

Nein; aber gewandsweise ihnen schon mehr als Einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmählich vorbereitet, und der Verfasser für's erste bei kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bei.

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wi„der Herrn Lessing, und eine Recension im „Reichspostreuter haben dem Herrn Ver„fasser die Gelegenheit zu diesem Buche von 256 „Seiten in kl. 8. gegeben."

Ganz recht! In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Bessern belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte ich, ist der andern werth; und ich würde Herrn Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersetzte. Aber leider! habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu seyn wünschte. Das ist, nicht höflich, aber wahr.

„In der Vorrede erklärt er sich über den Ton, „den er in diesen Briefen genommen, und bekennt „sich für einen Nachahmer der Alten, die das „Ding, was wir Höflichkeit nennen, nicht gekannt „hätten."

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beiden, in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreien; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punkte „besinnen, in welchen man den Alten keineswegs „nachahmen soll, in welchen man vielmehr sich nach „unsern Sitten, nach unserer Denkart und unserer „Sprache zu richten hat."

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bei den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder und „gewisse Handlungen mit ihren eignen Namen ge„rade heraus; uns andern mißfällt es schon, wenn „dergleichen Sachen auch nur von fern her ange„deutet werden."

Diese Glieder und Handlungen blos des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten; und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker diese Glieder und diese Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bei ihren eig-

nen Namen nannten: so hatten die Alten kein Arges dabei; und wir Neuern sollten lieber auch keins dabei haben. — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn Klotz seyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerath, an ihn schreiben, und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erfodert. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen, „der Herr Geheimerath haben gewonnen," als: „der Herr Geheimerath sind basta!" — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Karikatur. Die Stelle aus dem Cicero. *) — Vermuthung, woher die Karikaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der Hellenodiken. — Die

*) S. Kollekt. XXII. Bd. Malerei.

ikonische Statue sollte freilich die größere Ehre seyn. Aber was bewog sie, dieses zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

LXIX.

Von dem Gemälde des Timanthes, und der Verbesserung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl soll geborgt haben. Ich kenne Gronov's Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der Vesta, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. Ovid wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.

LXXI.

Von dem Geschrei des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden. Geschrei des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Herr Riedel ist, mit welchem Scharfsinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch

von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts: und von dieser Seite sind er und Herr Prof. Huth meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Riedel's Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Ueber Riedel's Lessingische Briefe. Vertheidigung meiner Ableitung des Wortes Cameo.

LXXIV.

Ein zweiter Verfechter des Herrn Klotz: der Verfasser der literarischen Briefe. Urtheil von ihm; und Beleuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drei Punkte zu bringen. Von den Daktyliotheken der Alten. Bestimmung des Wortes gemma aus einer Stelle des Cicero in den Reden wider den Verres, und einer Stelle Tubull's, woraus erhellt, daß gemma eigentlich ein ungeschnittener Edelstein heißt.

LXXV.

Von dem Perspektiv der Alten, wider diesen literarischen Briefsteller. Besonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.

LXXVI.

Ueber einige kleine Punkte gegen ihn; und Abschied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15ten Seite seiner Schrift stehen geblieben.

Von der großen Anzahl geschnittener Steine, die auf uns gekommen sind. Der wahren alten sind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktyliotheken des Gorläus, der heiligen Genovefa, des Mariette, u. a. m. — Maffei Benennung dieses Studiums. *)

LXXVIII.

Wie die ächten alten Steine von den neuen zu unterscheiden sind. Hiervon sagt Klotz gar nichts. Die Stelle beim Lippert, die er hätte kommentiren sollen. Lippert, so viel ich mich erinnere, giebt drei Kennzeichen an: den Stein; die Vorstellung; die Arbeit.

LXXIX.

Ich habe erwiesen, daß die Alten in ganz kostbare Edelsteine nicht geschnitten haben. Und auch von den geringern Arten giebt es verschiedene,

---

*) S. Kollekt. XXI. Bd. Gemmen.

von welchen Plinius ausdrücklich sagt, daß sie nicht geschnitten worden. — Von der Besonderheit, woran alte Steine zu erkennen sind: nämlich an der ungleichen hintern Seite; wie Vettori anmerkt. *) Die Ursache, welche V. davon angiebt, das Gleichförmige der Durchsichtigkeit, ist richtig; nur ist auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist eine Stelle beim Plinius zu erklären. **)

LXXX.

Von der Abhandlung des Dingley, die dahin einschlägt; und zwar erstlich, von dieser Abhandlung selbst. ***)

Das zweite Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neuern zu unterscheiden, sagt

---

*) S. Kollekt. XXII. Bd. Vettori. 32.

**) S. Kollekt. XXI. Bd. Gemmen. III.

***) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der sich unter des seligen Lessing's Papieren sowohl im Brouillon, als in einer reinern Abschrift von seiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich funfzigster Brief überschrieben war. E.

Maffei, sey die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verletzen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringern Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Sculptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen, in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Englischen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte und dem Hamburgischen Magazin *) einverleibte, hat sie mit verschiedenen Noten begleitet, die von seiner Kenntniß auch in diesem Theile der Naturgeschichte und von seinem Scharfsinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müssen, wenn er alle Unrichtigkeiten seines Originals hätte anzeigen und

*) Band III. S. 640.

verbessern wollen. Ich will einige Beweise davon geben.

„Der Stein," sagt Dingley, „den man am „meisten gegraben findet, ist der Beryll, nach die= „sem folget der Plasm oder schönste Smaragd, „alsdann der Hyacinth; den Chrysolith findet man „bisweilen, aber sehr selten gegraben, wie auch, „aber sehr selten, den Krystall oder orientalischen „Kiesel, den Granat und den Amethyst."

Am meisten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll ist ein durchsichtiger meergrüner Stein, der in seinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche spielt. So beschreibt ihn Plinius; so haben ihn die Neuern angenommen. Doch so einen Stein meynt Dingley nicht; sein Beryll ist entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, sagt er, war der Beryll der Alten. Und wer sind denn die, welche diesen Namen einem ganz andern Steine beilegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Cäsalpinus, Gesner, Boot, Laet, Nicol, und wie sie alle heißen, sind es nicht. Auch die noch neueren Naturalisten finde ich mit jenen übereinstimmig, und alle verstehen unter Beryll wo nicht eben denselben Stein, den die Alten darunter verstanden, doch einen ihm sehr ähnlichen, den sonst so genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde, *) daß die Englischen Juweliere einen ganz

*) Woodward beim Johnson: The Beryll of our Lapidaries is only a fine sort of Car-

andern Begriff mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Carneol beilegen, der dunkelrother und durchsichtiger als der gemeine Carneol sey, und mehr in das Gelbe spiele. Daß wirklich Dingley diese Art von Carneol unter seinem Beryll verstanden habe, zeigt selbst die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll," sagt er, „giebt „es drei Arten; der rothe fällt in die Orangefarbe, „ist durchsichtig und lebhaft; der gelbe ist ockerfarben, und der weiße, den man Calcedon nennt, „ist milchfarben; diese beiden letzten sind nicht so „lebhaft wie die erstern." Niemand, so viel ich weiß, hat den Calcedon zu einer Art des Beryll gemacht; wohl aber zu einer Art des Carneol, oder auch den Carneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwei Arten passen wohl auf verschiedene Abänderungen des Carneol, aber keinesweges des Beryll. Kurz, man muß beim Dingley Carneol für Beryll lesen, und muß sich erinnern, daß der Carneol der Alten ihr Sarder ist, wenn es wahr seyn soll, was er von ihm vorgiebt. Den Sarder findet man in allen Daktyliotheken am häufigsten, und Plinius sagt ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe. *) Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verirrung ver-

---

nelian, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow and more transparent than the common Carnelion.

*) Libr. XXX. Sect. 31. ed. Hard.

ursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast *) kurz vorher davor gewarnt, und es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllcarneol schlechtweg Beryll nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das geschärfte Gesicht in geistlichen Dingen angewendet. Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus

---

*) Dingley's Anmerkungen sind von 1747, und Hills Theophrast von dem Jahre vorher, wo es Seite 57 heißt: The Jewellers of our time reckon four species of this stone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The last, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of tht others, as also much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it simply the Beryll: but it ought never to be so called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Ancients being a stone of quite another Kind, transparent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the aqua marina.

hieß, und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiäner, wie Boot sagt, *) alle Krystalle qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherlei Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte, **) zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen

---

*) Libr. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen; (Lib. I. cap. 10.) aber selbst diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Boot zu seyn.

**) Psellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. *Βηρυλλος — ὁυτος ὁ λιϑος ἐντασεις ἰαται, και σπασμȣς, και ὀφϑαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον*; intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

müsse, habe ich schon gezeigt. *) Es ist der Prasius der Alten, und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward, und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley blos gesagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde: so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie schon erinnert, einen jeden dieser Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bei den undurchsichtiger, dunkler und schmutziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis **) genennt wird.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit

---

*) S. den 25sten Brief.

**) l. c. Sect. 36.

von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen. *) Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

Der Uebersetzer hat das englische Garnet beibehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nämliche, und einige Engländer schreiben blos Garnet, weil sie bei einigen ältern italiänischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der so genannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sey. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

---

*) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillon stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beiname, den die Juweliere derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert. *) — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Troz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf ihre „meisten Steine, den Onyx und Sardonyx ausge„nommen, so wie sie gefunden wurden, weil ihre „natürliche Politur alles, was durch die Kunst an

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

„ihnen kann verrichtet werden, übertrifft.“ Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigern farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen; oder sie brechen als Drusen in fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweitens, von Hill's Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Kästner's Uebersetzung, und der beigefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Alterthum desselben zuverlässig zu schließen sey.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordonanz, und besonders der Politur. *)

---

*) S. Kollekt. XXI. Bd. Gemmen. VII.

LXXXV.

Ueber die Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittlern Zeiten.

Wie viele waren denn ihrer damals schon wieder aufgegraben, nachdem sie durch das Christenthum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren? Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein frommer Betrug, um sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen sey?

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beitragen können. *)

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelsteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl sind aus diesen Zeiten so viele Schriftsteller von Edelsteinen; wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Skudalupis gesehen, Klotz wenige oder gar keinen kennen mag.

---

*) S. Kollekt. XXI. Bd. Gemmen. II.

Anmerkungen über das Register derselben bei'm Leonardi. *)

LXXXVII.

Insbesondere über den Physiologus, der in dem Verzeichnisse des Leonardi vorkommt. Von diesem weiß ich nichts; aber wohl von zwei andern Büchern dieses Namens. Beiderseitige Unwissenheit des Beaugendre und Freitag's. **)

LXXXVIII.

Register der Steinschneider im Leonardi, nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künstlichen Vervielfältigung der geschnittenen Steine. Klotzens Schnitzer mit dem vitro obsidiano, S. 58. Gori macht indeß diesen Fehler auch. ***) Von den nachgemachten Edelsteinen, den Pasten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie. ****)

---

*) S. Kollekt. XXI. Bd. Edelsteine. I.

**) S. Kollekt. XXI. Bd. Edelsteine. I.

***) S. Kollekt. XXII. Bd. Obsidianisches Glas. Zanetti.

****) Ebend. XXI. Bd. Edelsteine. II.

XC.

Von den Gadarern; S. 61. *)

XCI.

Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vorbei gegangen. Die wenigsten Urtheile sind sein; und was sein ist, ist falsch. Z. E. S. 70, daß man in der Ausgabe des Maffei von den Gemmen des Agostini die Hand des Gallestruzzi vermisse. Und doch sind es die nämlichen Platten; ein Beweis, daß er diese Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf seine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunst, S. 73 — 101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige sind vorausgeschickte Anmerkungen. In diesen Betrachtungen ist er nichts, als Winkelmanns Ausschreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Styls.

Hier sind einige Proben von dieser Ausschreiberei:

---

*) Ebend. XXI. Bd. Gadarer.

Klotz sagt S. 13: „Die Quelle des guten „Geschmacks ist nun geöffnet. Weise ist der, wel„cher aus ihr schöpft, und, wie Dichter aus dem „kastalischen Brunnen, sich aus derselben begei„stert."

Und Winkelmann, von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die „reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. Glück„lich ist, wer sie findet und schmeckt!"

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden angehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz S. 30: „Es ist ein sehr unüberlegter „Ausspruch eines französischen Scribenten, dessen „Buch nicht hätte zur Schande der Deutschen über„setzt werden sollen." Nämlich Juvenel de Carlencas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so gut bearbeitet „werden, wie vor Alters, welches unwissende Scri„benten läugnen, und zuletzt Carlencas in einem

„Buche, dessen Uebersetzung den Deutschen keine „Ehre macht.“

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzo„sen von der Schönheit des Alterthums. Unter uns „gesagt, ich fürchte mich, unsern Landsleuten etwas „zum Nachtheil dieser Nation zu sagen. Ihre Wuth „in Uebersetzung französischer Bücher, die voll von „tausend Vergehungen, wie des Barre deutsche „Geschichte sind, machen mir diese Besorgniß.“

Klotz sagt, S. 62: „In den Werken der „Alten liegt der Verstand tief.“

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand „der Alten tief in ihren Werken.“

Klotz,

Kloß, S. 73: „Wer den Homer nur „in der Uebersetzung gelesen hat, der kennt seine „majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so man„gelhafte Begriffe von der alten Kunst wird derje„nige haben, der blos aus Kupferstichen von ihr „urtheilt."

Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrü„cken bleibt unterdessen wie die Feldmesserei auf „dem Papier gezeichnet. Die Kopie im Kleinen ist „nur der Schatten, nicht die Wahrheit; und es „ist vom Homer auf dessen beste Uebersetzung kein „größerer Unterschied, als von der Alten und des „Raphaels Werken auf deren Abbildungen."

Kloß redet S. 159 von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniß zeigen, als sanft und gefällig seyn wollen; und setzt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese sparsame „Weisheit bezeichnet, der giebt einen eben so un„gezweifelten Beweis von seinem verderbten Ge„schmacke, als der, welcher die natürliche und „sanfte Schreibart des Xenophon dem spielen„den Witze der Sophisten nachsetzt." — Diese sparsame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den Winkelmannischen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann sagt nämlich, von der Nachahmung griechischer Werke, S. 12: „Eben so „unterscheiden sich die neuern Werke von den grie„chischen durch eine Menge kleiner Eindrücke, und „durch gar zu viele und gar zu sinnlich gemachte „Grübchen, welche, wo sie sich in den Werken der „Alten befinden, mit einer sparsamen Weisheit, „nach dem Maase derselben in der vollkommenern „und völligern Natur unter den Griechen, sanft „angedeutet, und öfters nur durch ein gelehrtes „Gefühl bemerkt werden."

Kloz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach „ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche uns „noch ungewisser machen; oder sie sagen nichts von „denselben. Eine Sache, die sie mit den Brunnen „gemein haben, die oft überfließen, und dann „Mangel an Wasser leiden, wenn wir es am nö„thigsten brauchen."

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind „die mehresten Scribenten in diesen Sachen wie „die Flüsse, welche aufschwellen, wenn man ihr „Wasser nicht nöthig hat, und trocken bleiben, „wenn es an Wasser fehlt."

XCIII.

Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich

in so kleinen Figuren bei weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

So sehr er Winkelmann ausschreibt, so untersteht er sich gleichwohl ihn zu meistern, wegen seines Satzes, daß die alten Denkmähler aus den mythologischen Zeiten vornämlich zu erklären seyen. Vertheidigung dieses Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmannischen Enthusiasmus. Von diesem überhaupt. Wie anstößig die Nachahmung bei der Venus Kallipygia sey. Christ's Geringschätzung bei dieser und andern Gelegenheiten. Dessen Vertheidigung.

XCVI.

Christ's weitere Vertheidigung wegen der alten Art in Stein zu schneiden. Es ist nicht einmal Christ's Meynung, sondern schon Vettori's, welcher durchaus davon spricht, als ob er sie ausüben gesehen, und sie umständlich beschreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann

gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Watze gerühmt haben. *)

Auch den Walerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel bei'm Fueßlin.

XCVII.

Und doch ist Kloz auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Literatur.

---

*) S. Kollekt. XXI. Bd. Gemmen. IV.

Zusätze

zu den

Briefen antiquarischen Inhalts.

Von dem Herausgeber.

I.

Zum neunten Briefe.

Th. I. S. 40.

Die Einschränkungen, welche Lessing in diesem Briefe von seiner Behauptung im Laokoon macht, daß die Künstler des Alterthums niemals die Furien abgebildet hätten; sind an sich zwar sehr sinnreich und gegründet. Fast vermuthe ich aber, daß er sie selbst erst nach der Hand zu machen nöthig gefunden habe, und durch die von Klotz ihm gemachten Instanzen dazu veranlaßt sey. Im Laokoon *) wird jene Behauptung wirklich etwas zu ausschließend und allgemein ausgedrückt, und es werden da blos die Münzen ausgenommen; obgleich der Zusatz, daß die Figuren derselben nicht zur Kunst, sondern zur Bildersprache gehören, welches jedoch auch nicht allgemein zutreffend ist, einen Wink enthielt, den Lessing in diesem Briefe zu

*) B. III. S. 23.

seiner Rechtfertigung und nähern Erklärung benutzen konnte, und wirklich auch trefflich benutzt hat.

In dem Vorschlage, daß man dem Namen der Kunstwerke nicht ohne Unterschied allen Antiken, sondern nur denen geben sollte, in welchen sich der Künstler als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen, liegt an sich ein sehr richtiger und wahrer Gedanke zum Grunde. Wenn der Bildhauer für irgend einen gottesdienstlichen oder politischen Zweck, der Stempelschneider für irgend eine öffentliche Bestimmung, der Steinschneider für irgend einen eigensinnigen Gedanken einer Privatperson arbeitete: so sah er sich durch dies alles in seiner Kunst, und in der Wahl des Stoffes sowohl als der Behandlungsart, beschränkt, und konnte nicht mehr der Schönheit, als dem höchsten Gesetze seiner Kunst, allein folgen. Hier also mußte er mehr mechanischer, als schöner Künstler seyn.

Aber für uns ist es doch wohl in den meisten Fällen schwer, wo nicht gar unmöglich, den besondern und individualen Zweck jeder einzelnen Antike zu unterscheiden, und mit Gewißheit zu bestimmen, ob sie eigentliches Kunstwerk, in jenem engern Sinne des Worts, oder bestellte Arbeit, gewesen sey. Und so möchte die Verwirrung und das Mißverständniß in den meisten Fällen durch jenen Unterschied eher vervielfältigt und vergrößert, als vermieden und gehoben werden.

Die Furien im Tempel zu Athen, deren Pausanias gedenkt, und die Lessing für die

nämlichen hält, deren Clemens Alexandrinus erwähnt, waren indeß wohl gewiß von der letztern Art bestellter und verabredeter Arbeiten; sie waren zur Aufstellung in dem ihnen gewidmeten Tempel bestimmt. Aber auch hier waren sie nicht schrecklich, nicht als Göttinnen der Wuth und der Zwietracht gebildet; sie hatten, sagt Pausanias, ὀυδεν φοβερον.

Hiervon aber läßt sich vielleicht noch eine bestimmtere Ursache angeben, als die Absicht der Künstler, das Widerliche zu vermeiden, und auch hier das Gesetz der Schönheit, als das höchste Kunstgesetz, zu beobachten. Man weiß, daß die Erinnyen oder Furien den Namen der Eumeniden, der Gütigen und Wohlthätigen, erst da erhielten, als Orest sie durch Opfer versöhnt, und sich geneigt gemacht hatte. Der Tempel zu Athen, von dem hier die Rede ist, war nahe an dem Areopagus; und, wie Pausanias unmittelbar vorher sagt, war Orest vor diesem Gerichte, der Sage nach, entsühnt und freigesprochen worden. Man sieht dort noch, setzt er hinzu, einen Altar der Minerva Area, den Orest nach dieser Lossprechung geweiht haben soll. Offenbar stand dieser Tempel mit jenem Gerichtssaale in Verbindung, und, wie es scheint, nicht blos der Lage, sondern auch der Bestimmung nach. Als Eumeniden also, als ausgesöhnte Göttinnen, hatten sie ihren Tempel nahe bei dem Gerichte, dessen Zweck Schlichtung der Streitigkeiten war. Die Freigesprochenen sollten hier, wie es scheint, den Göttinnen danken, deren Zorn und und Rache sie nun nicht mehr zu fürchten hatten.

Die Eumenidien waren ein atheniensisches Fest von gleicher Bestimmung. Und an einem andern Orte gedenkt Pausanias *) des Tempels zu Ake, unweit Megalopolis, wo Orest von seiner Wuth geheilt seyn, und den Eumeniden geopfert haben soll. Zum Andenken an diese Begebenheit, setzt er hinzu, hält man sich dort für berechtigt, diesen Göttinnen und den Grazien zu gleicher Zeit zu opfern.

II.

Zum neunten Briefe.

S. 46.

Ueber die beiden großen Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi.

Das Werk, worauf Klotz in seiner Abhandlung über den Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine, S. 104, verweiset, und welches Lessing nicht zur Hand hatte, ist die Histoire de l'Academie des Inscriptions et des belles lettres,

---

*) L. VIII. c. 34.

Tom. XXVII. p. 34. Es findet sich daselbst ein Auszug aus einer in der Akademie vom Grafen Caylus vorgelesenen Abhandlung, mit der Ueberschrift: Descriptions de deux Tableaux de Polygnote, donnée par Pausanias. Dies sind eben die beiden Gemälde, deren Lessing im Laokoon (Band III. S. 208) gedenkt, und denen er alle Perspektiv abspricht.

Graf Caylus geht von der allgemeinen Bemerkung aus, daß Schriftsteller, die von der Malerei reden wollen, billig von den Grundsätzen dieser Kunst sollten unterrichtet seyn. Dies aber sey nicht nur bei neuern, sondern auch bei den alten Schriftstellern, selten der Fall. Pausanias redet so oft von Werken der Kunst, die er in den von ihm beschriebenen griechischen Städten antraf; aber er hatte mehr Kenntniß des Alterthums, als der Kunst. In seiner Beschreibung der beiden gedachten Gemälde herrscht durchgehends eine Verwirrung, wodurch die Vertheilung der auf denselben befindlichen malerischen Parthien sehr dunkel wird. Die Stelle, welche die Gruppen und Figuren hatten, wird blos durch die schwankenden Ausdrücke: oben, unten, hernach, u. s. f. bezeichnet, welche doch immer sehr ungewisse Bezeichnungen sind. Eine malerische Composition, sagt der Graf weiter, ist ein Gedicht; man muß sie also eben so entwickeln, wie man den Entwurf eines Gedichts entwickeln würde. Zuerst muß man auf die Hauptgruppe seine Aufmerksamkeit richten, und hernach zu dem Beiwerke, nach Verhältniß seines größern oder geringern Interesse, fortgehen. Man muß die Beschrei-

bung von dem Triumph Alexanders von le Brun nicht mit den beiden Soldaten anfangen, die ein Gefäß tragen. Pausanias hätte folglich in dem zweiten Gemälde gleich Anfangs von der Gruppe reden sollen, in welcher Ulyß vorkömmt. Dies ist die Haupthandlung, welche selbst durch die Ueberschrift seiner Beschreibung: Ulyssens Hinabsteigung zur Unterwelt, angedeutet wird. Man würde dem Polygnotus Unrecht thun, wenn man die Unordnung des Pausanias auf seine Rechnung schreiben wollte; das Alterthum beweiset uns, daß malerische Vertheilung von je her eine bekannte Sache war.

Bei dem allen aber muß man doch dem Pausanias auch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und einräumen, daß die Geschichte und Gebräuche jener entfernten Zeiten, wovon er uns unterrichtet, beträchtlichere und interessantere Gegenstände sind, als die einzelnen Umstände und Erfordernisse einer Kunst.

Auch muß man, zum Verständniß dieser Gemälde, sich erinnern, daß sie immer noch etwas von der Kindheit der Malerei an sich haben mußten. Polygnotus lebte, nach dem Plinius, vor der neunzigsten Olympiade. Und ein Beweis, daß damals die Malerei noch von jenem Gipfel der Vollkommenheit entfernt war, den sie zur Zeit Alexanders des Großen erreichte, ist das Beischreiben aller der Namen, womit diese beiden Gemälde scheinen versehen gewesen zu seyn; jeder Person war ihr Name beigesetzt. Vielleicht hat Polygno-

tus selbst in der Folge diesen Fehler verbessert; wenigstens geschieht dieses übeln Gebrauchs bei den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius diesem Künstler beilegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, sondern seinem Zeitalter eigen: und vielleicht hat er das Verdienst, ihn verbessert zu haben.

Was man indeß an diesen beiden Gemälden mit Recht aussetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die sich mit dem Totaleindruck einer malerischen Composition nicht zu vertragen scheinen. Je einfacher und leichter diese ist, desto deutlicher und einleuchtender ist sie. Polygnotus verlor jedoch seinen Hauptgegenstand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen, die er behandelte, wußte er doch die beiden historischen Hauptvorfälle, die er zur Absicht hatte, sehr gut darzustellen. — — Wenn man die beiden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, so erkennt man darin einen Künstler von noch größerm Umfange des Geistes und der Einsicht, als ihn Pausanias selbst darstellt. Höchstens ließe sich vermuthen, daß es diesen Gemälden an einer gewissen Harmonie des Colorits und der Composition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrschte, und daß in Ansehung der einzelnen Theile, des Effekts und der Zusammenstellung der Gruppen Manches hätte besser seyn können. Zugleich aber muß man annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur schön, edel, und im Einzelnen mannigfaltig gewesen sey. — —

Schon im sechsten Bande *) der Mémoires de l'Academie des Inscriptions findet sich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Ueberschrift die Erläuterung dieser nämlichen beiden Gemälde verspricht, obgleich in der Abhandlung selbst nur noch die Beschreibung des ersten enthalten ist. Der Text des Pausanias wird darin übersetzt, und mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, dessen Schrift beide Gemälde betrifft, betrachtet sie blos aus dem Gesichtspunkte der Kunst. Beide Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee von le Lorrain zeichnen und in Kupfer stechen lassen. Auf diese Abbildungen beziehen sich die von ihm über jedes Gemälde gegebenen Erläuterungen und Kunstbemerkungen, worin er dem Texte des Pausanias allmählich folgt.

Freilich aber ist unter diesen Bemerkungen keine, welche die Perspektiv beträfe. Auch konnten die großen Schwierigkeiten, welche sich Lessing in Ansehung derselben mit Recht dachte, dem Grafen nicht auffallen, da er sich die Figuren nicht über sondern mehr neben einander, und die Fläche also nicht bergan steigend fortlaufend dachte. So ganz scheint dies nun zwar den Andeutungen des Pausanias, seinem öftern ἀνωϑεν, ανωτερω, u. s. f. nicht gemäß zu seyn. Aber diese

*) Und im neunten Bande der Amsterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

Andeutungen bleiben immer doch noch so schwankend; und dem gewöhnlichen Verfahren der antiken Künstler, auf ihren Gemälden und Basreliefs die Figuren gruppenweise neben einander in die Länge hin zu vertheilen, scheint die Art, wie sich Caylus das Gemälde von der Einschiffung des Menelaus dachte, sehr entsprechend. Und da durch diese Vorstellungsart wenigstens viele von den Schwierigkeiten, die in der Lessing'schen ganz unläugbar sind, wegfallen; so wird man doch wohl lieber dem Polygnotus zutrauen wollen, daß er durch dieses Hülfsmittel jenen Schwierigkeiten ausgewichen sey, als daß er etwas so ganz Widersinniges und Unperspektivisches gemalt habe. Bei dem allen ist das von Caylus gedachte und entworfene Gemälde doch sicherlich nicht ganz das Gemälde des Polygnotus.

Aus der sonderbaren Art, womit sich Klotz ausdrückte, mußte übrigens Lessing nothwendig vermuthen, Caylus habe nur Eins derselben „gleichsam neu wieder geschaffen." Sie sind aber, wie gesagt, hier beide nach seiner Idee abgebildet, und glücklicher möchten sie sich wohl schwerlich denken und anordnen lassen.

III.

Zum neunten Briefe.

S. 48.

Wenn Lessing den Künstlern des Alterthums die Kenntniß und Anwendung der Perspektiv absprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und andern Vorgängern folgte, sie ihnen beilegte; so war Mißverstand über den Umfang des Begriffes von der Perspektiv der vornehmste Grund der ganzen Streitigkeit. Lessing hat seine Meynung darüber, und die nöthige Einschränkung seines absprechenden Urtheils, in diesem neunten Briefe hinlänglich und scharfsinnig genug aus einander gesetzt; und bei diesen Bestimmungen seines Urtheils sind die von Klotz vorgebrachten Einwürfe so wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beispiele von Münzen, auf welchen er perspektivische Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten absprechen wird, und die auch Lessing ihnen nicht absprach, nämlich von der bloßen Linienperspektiv.

In seinem Beitrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen beruft er sich

S. 185,

S. 185, um zu beweisen, daß die alten Künstler die Regeln der Perspektiv verstanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vorstellungen von Gebäuden. Sehr unbestimmt sagt er, daß die rechte Perspektiv freilich selten sey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige Mün„zen anführen, auf welchen sie gut beobachtet ist." Lessing mochte sich nicht einmal die Mühe nehmen, diese Münzen nachzusehen. Die meisten sind aus Gesners Sammlung von römischen Kaisermünzen nachgewiesen; und diese habe ich mir die Mühe genommen, nachzuschlagen.

Zum Beweise, daß das, was er die rechte Perspektiv nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet sey, citirt er zuerst aus dieser Sammlung, Taf. XVIII. Nr. 16. Aber diese Nachweisung ist falsch. Die bei dieser Nummer zurückgewiesene Nr. 23. auf der sechzehnten Tafel hatte nichts Perspektivisches. — XCI. 34. hat freilich ein kleines auf einem Felsen errichtetes Haus, von zwei Seiten vorgestellt, aber durchaus nicht mit irgend einer Anwendung dessen, was rechte Perspektiv heißen könnte. — CXXXIII. 9. 10. sind Abbildungen von gegen einander stehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII. 20. gehört kaum hierher, und ließe sich eher als Beispiel des Unperspektivischen anführen.

Von der Geschicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben diesem Münzwerke CXLII. 24 und 25.

an. Auch diese Münzen haben nichts, als die gemeinste Linienperspektiv, um das Innere eines im ganzen Umfange dargestellten Gebäudes von oben hinein zu zeigen. Und diese Kenntniß den Alten abzusprechen, fiel den Bestreitern der Perspektiv in den Kunstwerken des Alterthums wohl nie ein.

Sodann setzt Klotz hinzu, die gewöhnlichste Perspektiv der Alten sey die von uns so genannte Militarperspektiv von oben herein; und verweiset dabei zuerst auf den Gesner, Taf. V. Nr. 10. Die Vorstellung ist ein länglich-rundes Gebäude, woran nichts Perspektivisches ist, als daß oben das ganze Oval gezeichnet, folglich ein Theil der Hinterseite gezeigt, und die Vorderseite gehörig abgerundet ist. Bei X. 22. ist eben dies, aber noch weit weniger, der Fall; und so auch XXI. 8. in der Abbildung einer Rennbahn; LX. 19. in der Vorstellung eines Amphitheaters; und LXXVI. 29. 30. sind Naumachie und Tempel völlig von gleicher Art.

Endlich giebt er noch die Nachweisung eines, wie er sagt, artigen Beispiels der Perspektiv von unten heran, aus eben dem Geßnerischen Thesaurus, LXXIX. 30. Es ist nichts weiter, als eine Abbildung der Brücke Trajan's, wo der Bogen unten nicht nur gewölbt, sondern zugleich ein Theil der Unterlage dem Auge sichtbar gemacht ist.

Man sieht also, wie sehr Lessing Recht hatte, wenn er in diesen vorgeblichen Gegenbeweisen nichts Beweisendes zu finden hoffte. Auch der Be-

griff der Militarperspektiv war, wie Lessing zeigt, von Klotz ganz irrig gefaßt; und man dürfte dreist behaupten, daß die Künstler, vollends die Maler des Alterthums so gut wie gar keine Perspektiv gekannt hätten, wenn ihnen nur diese Art derselben bekannt gewesen wäre. Und L. hat Recht, daß, den Alten in dem Sinne Perspektiv absprechen wollen, wo sie nichts weiter ist, als Wissenschaft, Gegenstände, auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unsern Augen zeigen, wahrer Unsinn seyn würde.

Nachtrag zum neunten Briefe.

Lessing's Behauptung im Laokoon, S. 23, und seine genauere Bestimmung derselben im neunten der Antiquarischen Briefe, erhielt unlängst eine größere Bestätigung durch einen unsrer verdienstvollsten Alterthumskenner. Von dem Hofrath Böttiger in Dresden ist die dichterische und artistische Behandlungsart des Mythus von den Furien in einer besondern Schrift, *) der er jene Lessingische

*) Die Furienmaske, im Trauerspiele und auf den Bilderwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung von C. A. Böttiger. Mit 3 Kupfertafeln. Weimar, 1801. gr. 8.

Behauptung als Motto vorangesetzt hat, mit der ihm eignen Gründlichkeit und großen Belesenheit erörtert worden. Unter andern hat er die Gründe, warum der Künstler in der Darstellung jener Rachgöttinnen anders verfuhr, als der Dichter, in folgender Stelle trefflich entwickelt: *)

„Der scharfsinnige, aber auch behutsame Kenner des Alterthums hätte sich nie zu einer so absprechenden Behauptung bewogen gefühlt, wenn nicht die Gründe dazu in jener ganzen Schrift (dem Laokoon) so offen und unwiderleglich aufgestellt wären. Der Dichter kann sich sehr wohl zur Erreichung des Schrecklichen häßlicher Formen bedienen; eine Freiheit, von der Aeschylus nur allzusehr, selbst für die Bühne, Gebrauch gemacht hat. Die Poesie hebt durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive ihre widrige Wirkung fast gänzlich auf. — — Aber Ekel und Häßlichkeit werden in den Formen der bildenden Kunst gleichsam auf immer festgehalten, sind daher nicht einmal einer gemischten Empfindung fähig, und als Vorwurf der Kunst durchaus unzuläßig. Die Künstler also, welche in dem scenis agitatus Orestes früh einen Lieblingsgegenstand ihrer Kunstdarstellungen zu behandeln anfingen, bildeten und malten nie eine Furie in allen den Schrecknissen, in welchen das Drama sie aufzustellen Fug und Recht hatte. Der Atticismus, den die weisen Schutzgenossen der Minerva durch die

---

*) S. 64.

mildere Benennung der zürnenden Rachgöttinnen mit zarter Schonung in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen ließen, ging für die idealisirenden Künstler nicht verloren. Sie ließen ihnen gerade nur so viel Ernst, und gaben ihnen nur so viel bezeichnende Merkmale, als erforderlich war, um das Geschäft der Ehrwürdigen kenntlich zu machen." — —

„Als Lessing die oben angeführte Behauptung niederschrieb, waren die Furien auf Denkmälern der alten Kunst noch so selten, daß unter allen, die er selbst anführt, *) höchstens nur eine altgriechische, damals noch etrurisch genannte Vase eine unbezweifelte Abbildung davon darbot. Unsre Kenntniß alter Denkmäler hat seit jener Zeit durch die Bekanntmachung so vieler Reliefs und Vasenabbildungen, die man damals entweder noch nicht beschrieben, oder noch gar nicht ausgegraben hatte, ungemein gewonnen. Ich kann eine ganze Reihe dergleichen, die auf den ersten Blick für Vorstellungen jener Furienscene erkannt werden müssen, aus den noch immer sehr unvollständigen Hülfsmitteln, die mir zu Gebote stehen, aufführen. Aber alle beweisen, was Lessing im Voraus so zuversichtlich behaupten konnte, daß die alte Kunst nie Furien, wohl aber idealisirte Eumeniden bildete, und sich durch keine Dichterphantasmen, die des Schrecklichen und Ekelhaften hier nicht genug haben können, von ihrer richtigen Bahn abbringen ließ."

---

*) Band III. S. 23 und 119.

Die Anführung mehrerer Kunstwerke dieser Art und ihre feine Beurtheilung muß man in der gedachten Schrift selbst nachlesen. Hier hebe ich aus derselben nur noch die Erinnerung aus, daß Pausanias in der Beschreibung der Kapelle der Furien auf dem Areopag, und der Abbildung dieser Göttinnen, *) ausdrücklich die Bemerkung machte, die Lessing in seinem Laokoon für seinen Zweck sehr passend gefunden haben würde: in ihren Bildern sey eben so wenig, als in den Abbildungen der übrigen unterirdischen Götter, etwas Schreckhaftes zu sehen.

Ueber die vom Pausanias beschriebenen beiden Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi sagt auch H. Füeßlin in seinen Vorlesungen über die Malerei: **) es lasse sich aus jener Beschreibung schließen, daß in diesen Gemälden, als ein Ganzes betrachtet, völlig das gefehlt haben müsse, was wir jetzt Komposition nennen. Denn P. fange seine Beschreibung an dem einen Ende des Gemäldes an, und beschließe sie an dem

---

*) PAUSAN. I. 28. p. 108. *Τοῖς δὲ ἀγάλμασιν ὅτε τέτοις ἔπισιν ὐδὲν φοβερὸν, ὐδὲ ὅσα ἄλλα ἀνάκειται θεῶν τῶν ὑπογαίων.*

**) Uebers. S. 24.

andern Ende; eine widersinnige Verfahrungsart, wofern man annehmen wollte, daß eine Gruppe in der Mitte des Gemäldes, oder eine Hauptfigur, der die übrigen in gewissem Grade untergeordnet gewesen wären, das Auge auf sich gezogen habe. Und eben so deutlich ergäbe sich, daß diese Gemälde keine Perspektiv hatten; denn die Reihe der auf dem zweiten oder Mittelgrunde befindlichen Figuren werde als über die im Vordergrunde gestellt, und die in der Ferne als über allen übrigen stehend beschrieben. Auch die treuherzige Weise, nach welcher der Maler bei vielen seiner Figuren ihre Namen beischrieb, schmecke gar sehr nach der Kindheit der Malerei." — Hr. F. entschuldigt indeß diese Mängel damit, daß sich Polygnotus vielleicht absichtlich, bei Gemälden, die zu Denkmälern bestimmt und durch ein Gelübde den Göttern geweiht waren, der Befolgung strenger Kunstregeln begeben habe.

Ueber die in diesem Briefe, und sonst so oft, vor und nachher wieder, zur Sprache gebrachte Frage: ob die Künstler des Alterthums die Perspektiv gekannt und in ihren Kunstwerken beobachtet haben, hat neulich Prof. Fiorillo eine neue lehrreiche Untersuchung angestellt. *) Es ist

---

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts von Joh. Dominikus Fiorillo. Erster Band. Göttingen, 1803. 8. S. 288.

darin auch Lessings Behauptung geprüft: daß dieser Theil der Kunst den Alten gänzlich abzusprechen sey. — „Der Ausdruck gänzlich, sagt Hr. F. scheint mir etwas zu hart und zu einseitig, wenn nicht L. unter dem Worte Perspektiv nur dasjenige, was wir Aussicht oder theatralische Scene nennen, verstehen will. Denn hätte er bedacht, daß man keinen Gegenstand, wenn ich nur Grundrisse und geometrische Elevationen ausnehme, ohne irgend einen Gesichts- und Entfernungspunkt auf einer Fläche darstellen kann, und daß die Verkürzung menschlicher Figuren nichts weiter als Perspektiv ist, so würde er es kaum gewagt haben, sich jenes Ausdrucks zu bedienen."

Daß aber Lessing das Wort Perspektiv mehr in jenem engern Sinne, nicht aber in diesem allgemeinern nahm, sagt er nicht nur ausdrücklich; *) sondern man sieht es auch aus der Definition, die er in eben diesem Briefe (S. 45) von ihr, als von einer Wissenschaft giebt, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raums verstreuet, mit sammt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standort erscheinen würden. Freilich aber wird dieser engere Begriff in dem Verfolge des Briefes nicht immer fest gehalten, und den Alten zu unbedingt fast jede Art von Perspektiv abgesprochen.

---

*) Antiquar. Briefe, Th. 1. Brief IX. S. 45.

Von der Art, wie L. in den antiquarischen Briefen die von Klotz vorgebrachten Gegengründe aufnahm und zu widerlegen suchte, urtheilt Herr Fiorillo, er habe zwar mit überraschender Gewandtheit und großem Scharfsinn das ganze Räsonnement seines Widersachers vernichtet, aber auch nur zu oft sich selbst widersprochen und in das Gewebe seiner Sophismen verwickelt.

Uebrigens zieht dieser einsichtsvolle Kunstgelehrte aus seinen Untersuchungen und Prüfungen der bisherigen verschiedenen Meynungen über diesen ganzen Gegenstand folgendes Resultat: „Die alten Künstler kannten die Grundsätze der Perspektiv und übten sie aus; allein Einige unter ihnen, von denen sich zufälligerweise etwas bis auf uns erhalten hat, begingen aus Unerfahrenheit Fehler wider dieselben, indem sie in einer Darstellung mehrere Gesichts- und Entfernungspunkte und Horizontallinien anbrachten. Diese Fehler sah man gewiß vor zweitausend Jahren in Griechenland eben so gut, als wir gegenwärtig, ein; denn die Principien der Optik, worauf sich die Perspektiv gründet, sind schon deutlich im Euklides enthalten. Und wenn auch seine Voraussetzung von der Verbreitung der Strahlen aus den Augen verworfen ist; so bleibt doch die Richtigkeit der übrigen Folgerungen unangefochten."

IV.

Zum zehnten Briefe.

S. 53.

Lessing gedenkt in diesem Briefe des bekannten allegorischen Gemäldes, oder der so genannten Tafel des Cebes; und er hat wohl unstreitig Recht, wenn er behauptet, daß in der ganzen Angabe desselben an gar keine Perspektiv zu denken sey, und daß daher alle bisherigen Versuche, es nach des Cebes Beschreibung wirklich zu entwerfen, verunglückt sind. Der von dem jüngern Merian, den er noch den erträglichsten nennt, befindet sich bei der deutschen Uebersetzung von G. J. Schulz, die zu Frankfurt, 1638 und 1656 in 4 gedruckt ist.

Der Graf Caylus verlas in der französischen Akademie der Inschriften den 2. Sept. 1760 eine Abhandlung deren erster Theil, dieses Gemälde des Cebes betrifft. *) Auch er hält die Ausführung

---

*) Ein Auszug derselben steht in der Hist. de l'Acad. des Inscr. T. XXIX. p. 146. s. und übersetzt in des Grafen Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, Bd. II. S. 184. f.

des Gemäldes für unmöglich, und bemerkt, daß gleich bei der ersten Einfassung, oder Umzäunung, wie Lessing sie nennt, ein Hauptfehler in der Malerei vorkomme, weil der Zuschauer das vorgestellte Subjekt nicht erkennen, und die Malerei diese Anordnung wegen der Flächen nicht vorstellen konnte. Um die Gegenstände, welche diese drei in einander gefügten Einfassungen einschließen, zu unterscheiden, müßte man seinen Gesichtspunkt sehr hoch nehmen, und gleichsam aus der Luft auf das Gemälde hinab sehen. Aber alsdann könnte der vor dem Thor stehende Haufe nicht da seyn, und man würde unmöglich die Handlungen andeuten können, welche Cebes ihm beilegt. Nimmt man so niedrige Einfassungen an, wie viele Zeichner, und besonders Romyn de Hooghe, in den zu der Beschreibung des Cebes gestochenen Kupfern, gethan haben; wie will man alsdann alle einzelne Handlungen unterscheiden, die, nach der Erzählung des Schriftstellers, in der zweiten und dritten Einfassung sollen vorgefallen seyn?

Schon hieraus würde folgen, daß Cebes niemals die wesentlichen und unwandelbaren Erfordernisse der Malerei verstanden, und seine moralische Fiction von einer Kunst entlehnt habe, die ihm ganz fremd war. Außerdem aber zeigt der Graf, daß in diesem Gemälde weder Einheit, noch Einfachheit des Subjects ist; daß die handelnden Personen darin gar nicht genug charakterisirt, und daß Dinge darin angegeben sind, die sich durch die Malerei auf keine Weise darstellen und ausdrücken lassen.

V.

Zum zehnten Briefe.

S. 54.

Wenn Klotz *) sich auf den Grafen Caylus beruft, daß er in der Aldrovandinischen Hochzeit, diesem berühmtesten Gemälde unter den wenigen, die uns aus dem Alterthum übrig sind, die perspektivische Anordnung finde, so lieh er dem Grafen ganz willkürlich das Beiwort, perspektivisch, und ließ ihn dadurch etwas behaupten, was ihm gar nicht in den Sinn kam, und sich auf keine Weise würde rechtfertigen lassen. Er gedenkt dieses Gemäldes freilich in seiner Abhandlung von der Perspektiv der Alten: **) aber er sagt vorher in dieser Abhandlung ausdrücklich, daß wir zur richtigen Beurtheilung der alten Malerei die wahren Stücke der Vergleichung nicht

---

*) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, S. 93.

**) In den Mém. de Litérature, T. XXIII. p. 320; und übersetzt in Caylus Abhandlungen zur Geschichte und Kunst, Bd. II. S. 195. ff.

mehr haben, und niemals haben können. „Diejenigen," fährt er fort, „die wir übrig haben, (ich rede immer von denen vor der Entdeckung des Herkulanum) „stellen überhaupt Figuren vor, die „blos auf leeren Gründen, und mit einer einzigen „Farbe ausgeführt sind." Und in der Folge, wo er von dem Werthe der alten Freskogemälde redet, sagt er: „wenn man nicht wüßte, daß die Aldro„vandinische Hochzeit vom Raphael nie wäre ge„sehen worden, so könnte man glauben er würde „sie zum Muster seiner Manier in der Freskomalerei „genommen haben. — Diese aldrovandinische Hoch„zeit," sagt er kurz vorher, „ist eins der größesten „Stücke, welche uns von den Gemälden des alten „Roms übrig sind. Die Simplicität und das Edle „seiner Anordnung werden jederzeit verdienen, „daß man seiner gedenkt, bis andere alte Gemälde „erscheinen, die Verdienst genug haben, das Ver„dienst desjenigen, das wir vor Augen haben, zu „verdunkeln." Also nur das Edle, nicht aber das Perspektivische der Anordnung, rechnet er diesem Gemälde als ein Verdienst an. Er bemerkt freilich noch, daß die Schatten desselben durch Schraffirungen ausgedrückt sind, beinahe wie Raphael bei seinem großen Gemälde von der Schule zu Athen gethan hat und daß diese Schraffirungen dazu dienen, das Wellenförmige, die Erhöhungen und Formen der Körper, auszudrücken. „Ich „habe," setzt er hinzu, „daher nur auf die Schraf„firungen gedrungen, weil ich sie als eine Folge „der Perspektiv ansehe, welche die Schatten „an der aldrovandinischen Hochzeit ausdrückt, und „zugleich zu erkennen giebt, daß ihr Urheber diesen

„Theil der Kunst verstanden habe.“ Aber er giebt selbst zu, daß die zehn Figuren dieses Gemäldes auf Einer Fläche vorgestellt, schlechtweg und natürlich hingesetzt sind, wiewohl er meynt, der Maler habe dabei überall, wo es nöthig war, die Perspektiv bemerkt, nicht blos in Ansehung der Ründung der Körper und der Andeutung des Zwischenraums, der sie vom Grunde absondert, sondern auch in Ansehung der richtigen Degradation der Körper, welche sein Subject erforderte, z. B. des Altars, des Bettes, des Fußbodens, u. s. f. Das alles gehört denn doch nicht zur perspektivischen Anordnung, und beweiset nichts wider Lessing, wenn man auch zugeben will, daß jene Schraffirungen mit zur Perspektiv gehören, wozu man sie doch wohl nur sehr uneigentlich rechnen kann. Man darf auch nur auf die häufigen Abbildungen jenes berühmten Gemäldes *) einen flüchtigen Blick werfen, um sogleich zu sehen, daß die Figuren desselben, wie auf den Basreliefs, blos neben einander gestellt, nicht aber perspektivisch angeordnet oder gruppirt sind. Und Lessing hatte daher völlig Recht zu sagen: dies Gemälde habe höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen.

Unlängst erst hat einer der geschmackvollsten

*) Z. B. im Montfaucon, Antiq. expl. T. III. Tab. CXXIX.

Alterthumskenner, *) der das Original dieses Gemäldes selbst vor Augen hatte, von demselben Gelegenheit genommen, über die richtige Würdigung der Malerei der Alten, und über den mechanischen Theil derselben, einige treffliche Bemerkungen zu machen. Auch er fand die Figuren, nach Art alter Basreliefs, hinter einander auf Einen Plan gestellt, und so wenig durch den Ausdruck eines ungetrennten Antheils an einer sichtbaren Handlung, als durch die Gruppirung, zu einem Ganzen verbunden. — „Luft- und Linienper„spektiv," sagt er in der Folge, „ist in keiner „mir bekannten größern Composition der Alten „beobachtet; und wenn man nicht auf eine ganz „unverantwortlich partheyische Art, Ründung ein„zelner Figuren, Abstufung und Abschwächung ent„fernter Gegenstände gegen die nähern in einem „geringen Raume, nach dem bloßen eingebildeten „Augenmaße, mit den künstlichen Regeln der Optik „vermengen will, so kann man dreist behaupten, „daß die Alten sie nicht gekannt haben." — Und hernach sagt er noch von den Malern des Alterthums: „Sie malten auch dann, wenn sie meh„rere Figuren vereinigten, immer die einzelne „menschliche Form neben der einzelnen menschlichen „Form; darum ist es glaublich, daß sie das Hell-

*) Herr Oberappellationsrath von Ramdohr in seinem sehr schätzbaren Werke über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom, Th. II. S. 163. f.

„dunkle vernachlässigt haben, und gewiß, daß sie „in der Luft= und Linienperspektiv bis zu keinen „sichern Regeln fortgeschritten sind."

Unstreitig dachte Herr von R. an die von Caylus und Klotz angeführte Stelle des Plinius, wo er von dem Stiere des Pausias redet, wenn er S. 176 sagt: „Und wenn man „von einem gemalten Ochsen lieset, daß, ob er „gleich nur von vorn zu sehen gewesen wäre, man „doch auf seine ganze Länge habe schließen können: „läßt sich aus diesem perspektivischen Probestückchen, „dem geringsten unserer Anfänger, die künstliche „Verschmelzung heller und und dunkler Farben, „die weise Vertheilung des Lichts und Schatten eines „Correggio, mit Sicherheit folgern?"

VI.

Zum dreizehnten Briefe.

S. 68.

Mit diesem Briefe sind im zweiten Theile der 35ste bis 39ste Brief, und der Artikel Borghesischer Fechter in den Kollektaneen zu vergleichen. Lessing nahm, wie bekannt, seine Meynung, daß diese Statue den Chabrias, nach einer Stelle im Nepos, darstelle, wieder zurück;

und

und that dies wie Herr Hofrath Heyne bei der Anzeige jenes zweiten Theils dieser Briefe sagt *), mit der Offenherzigkeit eines rechtschaffenen Mannes, und erst nach einer scharfsinnigen Prüfung alles dessen, was dawider gesagt ist, und was noch hätte gesagt werden können. An den Miles Veles, setzt Herr H. selbst hinzu, lasse sich weiter gar nicht denken.

Seitdem hat Herr Hofrath Heyne in der zweiten Sammlung seiner antiquarischen Aufsätze von den so genannten Fechtern überhaupt gehandelt. Er hält es, aus verschiedenen Gründen, für mehr als unwahrscheinlich, daß von allen Statuen der sogenannten Fechter wirklich einer ein Fechter sey. Am unschicklichsten findet er diese Benennung von dem Borghesischen Fechter, dieser edlen schönen Figur eines so vortrefflich athletisch ausgearbeiteten Körpers eines jungen Kriegers im höchsten Grade der Spannung aller Muskeln, und doch ohne Uebertreibung. Ihm ist es wahrscheinlich, daß er ehedem eine Gruppe mit andern Figuren ausgemacht, und daß vor ihm eine Figur zu Pferde gestanden habe, gegen die er sich vertheidigte. Die Richtung des Kopfes scheint ihm zu lehren, daß er sich gegen einen Angriff von oben her verwahrt habe, und daß er eine Wunde von unten auf, wie in eines Pferdes Bauch oder

*) Göttingische gelehrte Anzeigen vom Jahr 1760, Stück 137. S. 1235.

Brust, anbringen wolle. Auch ist es ihm sehr wahrscheinlich, daß es ein historisches Stück sey.

Herr v. Ramdohr *) findet die Gründe für das Unpassende der Benennung eines Fechters, nicht befriedigend genug. Das ausgezeichnete Edle hat er, der angestellten Untersuchung ungeachtet, so wenig finden können, als daß der Arm mit dem Schilde neu sey. Es scheint ihm auch nicht nothwendig, daß der Streich von oben, den diese Figur abzuwenden scheint, von einer Figur zu Pferde komme. Es konnte, meynt er, sehr wohl ein Hieb seyn, den der Gegner mit aufgehobenem Arme ausholte. Selbst der aufwärts gerichtete Blick scheint ihm das Gegentheil nicht anzudeuten. Denn die Richtung des Auges folgt eher dem Schwerte, als der Miene des Gegners. So findet er auch nicht, daß diese zweite Figur schlechterdings mit dem Begriffe kontrastiren müsse, den wir uns von einem Fechter zu machen berechtigt sind; noch, daß es nothwendig ein historisches Stück seyn müsse; selbst, wenn Winkelmann darin Recht hätte, daß der Kopf Aehnlichkeit mit einer bestimmten Person zu haben scheine. Denn wie leicht könnte nicht ein schöner Fechter Gelegenheit zu dieser Nachbildung gegeben haben, den entweder das Volk, oder der Kaiser, gerade in dieser Stellung bewunderte? Uebrigens lasse sich freilich nichts Gewisses über die Bedeutung dieser Statue bestimmen.

*) Ueber Malerei und Bildhauerarbeit in Rom, Th. I. S. 326.

Nachtrag zum dreizehnten Briefe.

In des Hofrath Böttiger's Andeutungen zu Vorlesungen über die Archäologie, (Abth. 1. Dresden 1806. gr. 8. S. 141.) enthält folgende Stelle eine kurze Anführung der vornehmsten Deutungen des sogenannten Borghesischen Fechters: „Er ist kein Ballonschläger, wie Gibilin glaubte; kein Athlet oder Heros, der sich gymnastisch übte, wie Mongez in seiner Vorlesung im Nationalinstitut (Mémoires de l'Institut National Literature et Beaux Arts, T. II. p. 423 — 468.) zu beweisen sucht; (man vergleiche nur, um den Unterschied der Stellung zu fühlen, die schöne Bronze eines jungen Athleten in den Bronzi d'Ercolano, T. II. tav. 58. 59.) kein Pankratiast, so gern auch Winkelmann wegen des einen nicht restaurirten Ohrs ihn dazu gestempelt hätte; kein Chabrias, wie Lessing (eine Zeitlang) glaubte; aber auch kein Leonidas, wie Fea muthmaßt, T. III. p. 461 sq. Man kann die Idealstellung höchst bewundernswürdig finden, ohne gerade von der Seuche, Namen zu nennen, ergriffen zu seyn. Am sichersten sagt man mit Visconti: (Villa Princiana, T. II. p. 59.) es ist ein Heros zu Fuß der gegen einen höher stehenden Feind ankämpft. Dies zeigt der ganze Ausfall und das Augenmerk der Statue.

(Vergl. Heyne's Antiquar. Auff. II. 229 ff.) Was Visconti schon bei Erklärung einer Amazonenschlacht (Museo Pio-Clementino, T. IV. pl. 21.) gemuthmaßt hatte, bestätigte sich noch mehr durch eine Vasenzeichnung, die Millin (Monument Inédits, T. I. pl. 36.) abbilden ließ, wo Theseus im Kampf mit den Amazonen durchaus in derselben Stellung erscheint. So ist jene berühmte Statue höchst wahrscheinlich ein Theil einer Gruppe eines Amazonenkampfes, wo nur die Amazone zu Pferde fehlt, und Theseus allein noch übrig ist. Theseus selbst aber wurde, als Stifter der Gymnastik in Athen, vorzüglich gern mit einem gymnastisch gebildeten Körper und in gymnastischen Stellungen vorgestellt. Daher die verführerische Aehnlichkeit mit einer gymnastischen Figur."

VII.

Zum sechzehnten Briefe.

S. 81.

Nichts kann ungereimter seyn, als wenn Klotz die Neigung Mäcen's zu Edelsteinen aus dem Fragment seiner Verse an Horaz beweisen will. Um so viel ungereimter, weil nach der Lesart bei'm Isidor, und selbst nach der Wiederherstellung des Alciatus, vollends gar nichts aus diesen Versen folgen würde. Denn der letztere lieset sie:

Lucentes, mea vita, nec smaragdos,
Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
Nec praecandida margarita quaero,
Nec quas Thynica lima perpolivit
Annellos, nec Jaspios lapillos.

Aber auch die Lesart des Turnebus in den ersten Versen:

Lugent te, mea vita, te smaragdos,
Beryllos quoque, u. s. f.

könnte eben so gut Horazens, als Mäcen's Vorliebe für Edelsteine beweisen. Diese Verse beweisen übrigens allerdings, daß August nur allzusehr Recht hatte, wenn er dem Mäcen Ziererei und Kakozelie in seiner Schreibart vorwarf, und in dem Briefe, wovon sich das Fragment bei'm Macrobius *) findet, ihn so darüber verspottete und parodirte: Vale, mel gentium Medulliae, ebur ex Hetruria, laser Aretinum, adamas supernas, Tiberinum margaritum, Cilniorum smaragde, jaspi sigulorum, berylle Porsennae, carbunculum Italiae, και ινα συντεμω παντα, μαλαγμα moecharum.

*) Saturnal. L. II. c. 4; nicht c. 3, wie Klotz citirt.

VIII.

Zum neunzehnten Briefe.

S. 95.

Freilich wird scalpere und scalptura vornehmlich von der Arbeit der Steinschneider, und scalptor am gewöhnlichsten zur Bezeichnung eines Steinschneiders selbst, gebraucht; aber doch nicht so ganz ausschließend. Ueberhaupt war, wie bekannt, sculpere und scalpere, wie im Griechischen γλυφειν und γλαφειν, ursprünglich einerlei; und nur der Sprachgebrauch führte den, doch nicht immer beobachteten, Unterschied ein, daß jenes vornehmlich von runder oder erhobener, dieses von eingegrabener und vertiefter Bildnerei gebraucht wurde. Eben darum aber konnte auch scalptor nicht wohl eine allgemeine Benennung für jeden Steinschneider abgeben, sondern nur für den, welcher eingegrabene oder vertiefte Gemmen schnitt; der Künstler in Kameen hätte dann sculptor, oder vielmehr caelator, heißen müssen.

Der nämliche Fall ist bei dem Worte cavator, welches Salmasius an noch mehrern Stellen seines gelehrten Commentars zum Solin, als in den von Lessing angeführten, erläutert, und welches noch bestimmter nur einen Graveur, oder Verfertiger ausgehöhlter, eingegrabener Edelsteine ausdrückt. Aus cavitarius machte man im mittlern Griechischen καβιδαριος, welches du Fresne durch λιθεργος erklärt.

IX.

Zum zwanzigsten Briefe.

S. 97.

Klotz setzte denn doch nicht, wie ihm Lessing Schuld giebt, das Lob des Fleißes willkürlich zu dem hinzu, was er über den nürnbergischen Künstler Markus Tuscher beim Mariette fand; und diesen letztern tadelte Natter nur deswegen, weil er ihn, einzelner Versuche wegen, unter die berühmtern neuen Steinschneider gesetzt hatte. Am empfindlichsten mochte das jenem Künstler wohl seyn, weil M. ihn mit Natter selbst so nahe zusammen stellte. Dois-je parler, sagt er *) de Marc Tuscher et de Laurent Natter, l'un et l'autre de Nuremberg, **)

*) Traité des pierres gravées, T. I. p. 144.

**) Diese unrichtige Angabe seines Geburtsorts rügt Natter selbst in der Vorrede zu seinem Traité de la Méthode antique etc. S. XXXI. und sagt, er sey aus Biberach in Schwaben gebürtig, und nie in Nürnberg gewesen. Indes wird er in Will's Nürnberg. gel. Lexikon als ein geborner Nürnberger mit aufgeführt, und am Schluß des Artikels, Gröll's Sendschreiben von Nürnb. Künstlern über ihn nachgewiesen.

qui travailloient dans Rome il y a quelques années, et dont le dernier y a même paru avec éclat? Indeß giebt er doch Tuscher'n nicht gleichen Rang mit ihm: son compatriote Marc Tuscher n'a pas été à beaucoup près si loin dans l'art de la gravure en pierres fines. Etant à Rome en 1733 il a gravé son propre portrait accompagné de son nom ΜΑΡΚΟϹ, écrit en Grec *) et il a pû faire encore quelques autres gravures; mais je ne crois pas qu'elles s'étendent beaucoup, et je puis dire avec quelque certitude que ce qu'il a gravé n'est pas fort précieux. Du reste c'est un Artiste industrieux, ainsi que le sont presque tous les Allemands. — Das Lob der Arbeitsamkeit und des Fleißes giebt ihm also Mariette, aber nicht als Steinschneider, sondern als Künstler überhaupt. Denn Tuscher war ein braver Maler, und zugleich Bildhauer, Baumeister und Kupferstecher, einer der besten Schüler des ältern Preisler. Was Mariette zu den angeführten Worten sogleich hinzusetzt, betrifft auch seine Malerei und den genauen, mühsamen Fleiß, womit er auf einen Fächer für die Kaiserin den Prospekt der Stadt Florenz gemalt hat, und womit er zu Florenz den Anfang eines

---

*) Nach einer Schwefelpaste der Stoschischen Sammlung findet sich dieser Kopf auch unter Tassie's Pasten. S. Raspe's Katalog, N. 14454.

antiquarischen Kupferwerks machte, welches alle Münzen von Sicilien und Großgriechenland enthalten sollte, aber durch seine Reisen nach England und Dänemark unterbrochen wurde. Et je ne crois pas me tromper, setzt Mariette hinzu, l'essai que j'en ai vû, surpasse pour l'exactitude tout ce qu'on a publié jusqu'ici en fait de médailles.

X.

Zum 21sten und 22sten Briefe.

S. 103.

Das bekannte Mährchen von dem Ringe des Polykrates ist zwar an sich keiner historischen Prüfung und Bestimmung weder fähig noch würdig; indeß sind einige darin vorkommende Umstände, welche zur Kunstgeschichte gehören, immer doch einiger Aufmerksamkeit werth. Hier halte ich mich nur an das, was Lessing in den beiden gedachten Briefen darüber sagt. Ihm war es vornehmlich um die Behauptung zu thun, daß unter dem Steine, dessen die Alten, als in diesem Ringe befindlich, erwähnen, kein geschnittener Edelstein, sondern ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Dies scheint ihm in der Stelle bei'm Plinius

zu liegen, *) wo er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est. Diese Worte scheinen ihm sogar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen sey, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Ich weiß, daß mehrere Gelehrte diese Worte so verstanden haben. **) Sie könnten indeß auch **nur** sagen wollen, daß dieser Edelstein, der zu **Rom** im Tempel der Göttin der Eintracht gezeigt **wurde**, sich völlig unversehrt von Brüchen oder anderen Beschädigungen erhalten habe. Doch, die Angabe des Plinius mag immerhin so zu deuten seyn. In den Stellen des Herodot, Pausanias und Tzetzes, wo dieses Ringes Erwähnung geschieht, ***) dünkt mir aller von Lessing angewandter Scharfsinn nicht hinreichend zu seyn, die Voraussetzung einer geschnittenen Gemme in diesem Ringe hinweg zu erklären.

Lessing's erster Grund dawider bezieht sich auf den Künstler, der ihn geschnitten haben soll,

---

*) L. XXXV. c. 1.

**) J. B. Christ, Abh. über die Literatur und Kunstwerke, S. 292. Mariette. Tr. des P. gr. T. I. p. 13.

***) Herodot, L. III. c. 41. Pausan. L. VIII. c. 14. Tzetzes Chil. VII. Hist. CXXI.

den Theodor von Samos. Dieser wird sonst mehr als Bildhauer, oder vielmehr Bildgießer, und Baumeister angeführt: und Lessing hält es fast für ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen. Aber war eine solche Vereinigung mehrerer bildenden Künste nicht bei mehrern griechischen Meistern der Fall? Und sollte wohl die von Lessing angenommene Erklärung der Stelle bei'm Herodot ungezwungen genug seyn, daß mit dem Zusatze: ἠν δς ἐργον Θεοδορȣ τȣ Τηλεκλεος Σαμιȣ, blos so viel gesagt sey, als Theodor habe diesen Stein gefaßt? Dieser Zusatz geht wohl offenbar auf das ganze Vorhergehende, und steht nicht zu nächst bei dem Worte χρυσοδετος, sondern unmittelbar nach ϛμαραγδȣ μεν λιϑȣ ἐȣσα. Alle bisherige Ausleger haben ihn von der Angabe des Künstlers verstanden, der die Figur in den Stein geschnitten habe.

Und daß dieser Stein ein geschnittener gewesen sey, oder doch von Herodot als ein solcher gedacht wurde, scheint das Wort σφραγις noch bestimmter anzudeuten. Selbst die Erklärung dieses Worts bei'm Pollux lehrt es, daß bei diesem Worte, von einem Ringe gebraucht, allemal ein Siegelring, also ein Ring mit eingegrabenen Figuren oder Schriftzügen, zu verstehen sey. Dies deuten die Wörter ἐπισημȣς und σȣμαντρα deutlich genug an; und das: ἡ λιϑȣς ἐν αυτοις ἐχοντας, ist nicht dawider; denn es giebt nur die mit Zeichen oder Figuren versehene Materie an, die entweder Metall oder Stein war. Σφραγις und σφραγιδιον mag immer in der Folge metony=

misch schlechthin für Ringe oder Edelsteine, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, gebraucht worden seyn; aber wenigstens nahm man dabei doch auf ihre Bestimmung, und wo nicht auf die darein bereits gegrabenen Zeichen und Bilder, doch wenigstens auf ihre Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu, gewiß Rücksicht.

Bei'm Pausanias ist der Ausdruck noch deutlicher; denn hier ist Stein und darein geschnittenes Siegel in den Worten: Θεοδορȣ ἐργον ἡν και ἐπι τȣ λιθȣ της σμαραγδȣ σφραγις, offenbar unterschieden und das letztere als auf dem erstern befindlich angegeben. Noch bestimmter aber sagt Tzetzes von diesem Smaragd:

ὁ τεχνικως ἐσφραγσιεν ὁ δακτυλιογλυφος
Θεοδορος ὁ Σαμιος.

Dies σφραγιζειν kann doch wohl unmöglich fassen oder irgend etwas anders, als Eingrabung des Siegels und der dazu bestimmten Figur, bedeuten.

Auch das ist mir nicht wahrscheinlich, daß Plinius in der oben gedachten Stelle und den gleich darauf folgenden Worten, die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, habe bestimmen wollen. Eher würde ich vermuthen, er habe mit den Worten illibata intactaque wirklich andeuten wollen, der Stein sey ungeschnitten gewesen, habe dabei die gewöhnliche Angabe,

daß die Gemme des Polykrates ein Smaragd gewesen, in Gedanken gehabt, und in dieser Rücksicht hinzugesetzt: Ismeniae aetate, multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. Freilich nannte Plinius kurz vorher den Stein des Ringes einen Sardonyx; aber Widersprüche sind bei ihm nicht selten; und selbst in dieser Stelle findet sich auf jeden Fall ein anderer Widerspruch mit dem, was er in der Folge von den Smaragden sagt: decreto hominum smaragdis parcitur, scalpi vetitis.

Das Zeitalter des Theodor von Samos aber darf gerade nicht, wie Winkelmann voraussetzt, in die Lebenszeit des Crösus gefallen seyn, wenn dieser gleich Werke von jenem Künstler besaß, die er nach Delphi sandte. Und doch fällt, die Absendung dieser Geschenke erst in die 58ste Olympiade, der Tod des Polykrates aber in die 64ste; so, daß jener Zeitraum nicht weit aus einander wäre. Es giebt aber andere Gründe, nach welchen man jenen Theodor, und mehr noch den Rhökus, die als Erfinder der Plastik und des Gusses in Bronze genannt werden, in ein früheres Zeitalter zu setzen hat. *)

---

*) S. hierüber Herrn Hofr. Heyne's Berichtigung und Ergänzung der Winkelmann. Gesch. der Kunst, in den deutschen Schriften der Götting. Societät, B. I. S. 230. f.

In der Stelle bei'm Clemens Alexandrinus wird freilich nur unter andern Sinnbildern, die er zu Siegelringen vorschlägt, blos gesagt: ἡ λυρα μυσικη, ἡ κεχρηται Πολυκρατης. Aber eben diese kurze Erwähnung scheint ein guter Grund zu der Voraussetzung zu seyn, daß hier kein anderer, als jener im ganzen Alterthum so berühmte Siegelring gemeynt sey.

XI.

Zum drei und zwanzigsten Briefe.

S. 110.

Der Zusatz Aelian's zu der von ihm angeführten Stelle des Eupolis ist ein Beweis mehr, daß in dieser Stelle, wie sonst unter dem Worte σφαγιδες nicht blos mit Edelsteinen versehene Ringe, sondern Ringe mit geschnittenen Steinen, Siegelringe zu verstehen sind. Vielleicht wollte auch Christ mit den Worten: de commentariis Eupolis petita super moribus Cyrenensium, nichts weiter sagen, als daß diese Stelle des Eupolis aus dessen Bemerkungen oder Erinnerungen über die Sitten der Cyrenäer genommen sey. Denn daß der vom Aelian angeführte Marikas ein Lustspiel dieses komischen

Dichters gewesen, konnte ihm wohl um so weniger unbekannt seyn, da dieses Lustspiel von mehrern Schriftstellern des Alterthums, vom Aristophanes, Plutarch, Pollux, Athenäus und Quintilian, erwähnt wird. *) — Wenn indeß von dem hohen Preise der auch von den geringern Leuten unter den Cyrenäern getragenen Ringe die Rede ist, so muß allerdings nicht blos der hohe Preis des Schnitts und der Arbeit, sondern auch der Werth der Edelsteine selbst, mit in Anschlag gebracht werden.

Die Stelle bei'm Plinius, wo von dem Smaragde des Ismenias die Rede ist, hat übrigens Lessing wohl sehr richtig, und Harduin ganz falsch verstanden.

XII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

S. 130.

Daß die Steine, welche Theophrast und Plinius unter den Namen Sapphirus und

---

*) Fabricii Notitia Comicor. deperditor. in Biblioth. Gr. ex. ed. Harlesii, Vol. II. p. 446.

Cyanus beschrieben, ganz von dem heutigen Sapphir verschieden sind, zeigt Herr Brückmann in seiner Abhandlung von Edelsteinen, S. 97. f., und in den Beiträgen dazu, S. 51. f. In der ersten dieser Stellen wird zugleich die von mehrern angenommene Meynung bezweifelt, daß der Amethyst der Alten unser Sapphir gewesen sey, wofür Herr B. eher ihren beryllus aeroides halten möchte.

Ueber diesen und ähnliche Gegenstände in den antiquarischen Briefen hatte ich von der Freundschaft des Herrn Berghauptmanns v. Veltheim, eines der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Kenner, Beiträge zu den gegenwärtigen Zusätzen zu hoffen, wodurch sie gewiß an Interesse ungemein würden gewonnen haben. Um so mehr bedaure ich, daß überhäufte Geschäfte andrer Art meinen würdigen Freund jetzt an der Erfüllung seines Versprechens hindern, ob ich mir gleich das Publikum auch dadurch zu verbinden glaube, daß ich nicht ablasse, ihn bei größerer Muße zur öffentlichen Mittheilung dieser Untersuchungen auf einem andern Wege dringend aufzufordern.

XIII.

XIII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.
S. 133.

Ueber dasjenige, was die erst in neueren Zeiten entstandene Benennung des Achatonyx betrifft, vergleiche man diesen Artikel im ersten Bande der Lessingischen Kollektaneen, und die daselbst beigefügten Anmerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann. Ich setze hier nur noch dasjenige her, was Mariette *) über diesen Stein erinnert, da sein Buch vielleicht nur wenigen Lesern zur Hand seyn möchte:

On ne grave en creux avec succès que sur des Agathes d'une seule couleur, qui sont le plus ordinairement noires, rougeâtres, tannées, brunes, bleuâtres, ou ardoisées, ou bien sur les Agathes qu'on nomme Onyx. Celles-ci cachent sous une épaisseur blanche et assez mince, une masse noire, grise ou rougeâtre, qui paroît sous cette espèce de peau comme la chair au travers de l'ongle, **)

*) Traité des Pierres gravées, T. I. p. 182.

**) On prétend que c'est là l'origine du mot Onyx, derivé du Grec, Ὄνυξ, ongle.

et que le graveur découvre pour peu qu'il enfonce son outil : de cette manière sa gravure en creux prend de la couleur, elle se détache en brun sur un champ blanc, et elle se trouve encore environnée d'un cercle brun qui lui sert comme d'une bordure ; car il faut supposer que l'Agathe aura été abattue en talus, et qu'il ne reste plus de blanc sur ses bords : c'est ce qu'on ne manque guère d'observer. Cependant quelqu'avantageusement que se présente une telle gravure, il faut convenir qu'une Agathe-Onyx réussit beaucoup mieux dans la gravure de relief, et que c'est sa véritable destination.

Il doit se trouver dans une belle Agathe de cette dernière espèce, entre quelques lits de différentes couleurs, un lit blanc également répandu dans toute l'étendue de la pierre ; et pour produire un effet heureux et dont on puisse tirer parti, la couleur de chaque lit doit trancher net, et ne se point confondre avec la couleur voisine. Quand il en arrive autrement, et qu'une couleur en boit une autre, ainsi qu'on s'exprime en termes de l'art, c'est la plus grande imperfection qu'on puisse reprocher à une Agathe-Onyx. Ces différens lits sont presque toujours disposés par couches, qui suivant toutes la ligne horizontale, se succédent les unes aux autres ; quelquefois, ce qui est plus rare, et ce qui est aussi plus agréable, le lit blanc circule dans la pierre, et y décrit un cercle

ou un ovale parfait. Mais lorsqu'avec cette précision et cette régularité de forme, les quatre couleurs, le noir, le blanc, le bleu et le roussâtre, parfaitement distinctes et d'une égale épaisseur, se trouvent réunies dans le même morceau d'Agathe, et qu'elles marchent de compagnie sans aucune interruption, de la même manière que les couleurs de l'arc-en-ciel, et forment plusieurs ronds inscrits l'un dans l'autre, on peut dire, que c'est une pierre sans prix. Les Romains connoissoient tout ce qu'elle valoit. C'étoit Publius Cornelius Scipion, surnommé l'Africain, qui le premier avoit mis chez eux cette pierre en honneur. *) Les plus régulières et les mieux colorées viennent de l'Inde.

*) Plin. L. 37, c. 6.

Nachtrag zum sechs und zwanzigsten Briefe.

Verschiedene hier und in andern Lessingischen Schriften vorkommende Urtheile über geschnittene Steine, vornehmlich über das Materielle derselben, und überhaupt Lessing's, nie jedoch von ihm selbst geltend gemachte, Ansprüche auf mineralogische Kenntnisse, sind lebhaft, aber wohl nicht immer billig genug von Herrn v. Köhler in Petersburg bestritten, in mehrern Stellen seiner Untersuchung über den Sard, den Onyx und Sardonyx; Gött. 1801. 8. In der dadurch veranlaßten Schrift des Hrn. Leibarztes Brückmann über den Sarder, Onyx und Sardonyx; Braunsch. 1801. 8. sind jene Ausstellungen mit ihrer Beantwortung nicht übergangen. *) „Wenn nicht, sagt Herr Br. unter andern, die verworrenen Beschreibungen der Alten über Sarder, Onyx und Sardonyx zu den Unbestimmtheiten Anlaß gegeben hätten; so war Lessing ganz der Mann dazu, hier Licht zu verbreiten. Denn sowohl in den ältern als neuern Sprachen war er kein Fremdling, und sein kritisches Genie und sein For-

---

*) S. das. S. 105. 106. 109. 110. 120.

schungsgeist hatten einen sehr hohen Grad von Kultur erreicht. Nur war er freilich weder Steinkenner noch Mineralog. Wenn er daher sagt: *) „Blos die reguläre Lage der farbigen Streife macht „den Achat zum Onyx;" so nahm er den Achat als den Geschlechtsnamen aller dieser Steine an, wie es viele Antiquare vor ihm gethan haben und noch thun. Wahre Steinkenner werden indeß ihnen hierin nicht beistimmen."

Uebrigens enthält sowohl diese Brückmannische Schrift, als der auf Veranlassung einer sehr zudringlichen Köhlerschen Antwort, im Jahr 1804 gelieferte Nachtrag derselben, manche Aufklärungen eines sehr erfahrnen Kenners über die von Lessing in diesem und dem acht und vierzigsten Briefe behandelten lithographischen Gegenstände.

---

*) Briefe antiquar. Inhalts, I. Bd. 26. Brief. II. Bd. 50. Brief. Kollektan. XXI. Bd. Achatonyx.

XIV.

Zum sieben und zwanzigsten Briefe.

S. 137.

Wenn Klotz den Gebrauch der Diamantspitze bei der mechanischen Arbeit der alten Steinschneider blos darauf einschränkte, daß sie alsdann erst sey gebraucht worden, wenn das Rad das Gehörige schon verrichtet gehabt habe; und daß diese Diamantspitze blos dazu diene, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Parthien sanfter und verlaufend zu machen: so wurde er höchst wahrscheinlich durch eine Stelle im Mariette dazu verleitet, der in der genauen und ausführlichen Beschreibung des Praktischen der Steinschneidekunst *) diesen Gebrauch der Diamantspitze erwähnt, aber ihn doch nicht als den einzigen erwähnt, und ihn auch nicht auf bloße Nachhülfe und Abglättung einschränkt. Er sagt nämlich davon zuerst überhaupt: Outre les outils dont j'ai fait mention on ne doit pas manquer de se munir de pointes de fer ou de cuivre, ayant une manche qui les rendra

---

*) Tr. des pierres gravées, T. I. p. 201. sq.

plus aisées à manier, et sur la tête des quelles fera serti un éclat de Diamant. Und hernach: Il arrive assez souvent que les outils ne peuvent point parvenir aux endroits qu'on voudroit souiller; ils font rond où il faudrait faire plat, et ils laissent toujours quelque chose d'indécis dans les touches. Dans ces cas, ce qu'on peut faire de mieux, est de se servir des pointes de Diamant, que j'ai indiquées ci-dessus. Cet instrument à la main (car il n'est plus question du touret) on forme de petites sinuosités, on termine des traits, on approfondit quelques endroits, on en évide des autres, en dépouille certaines parties, on fait de ces travaux délicats, qui à peine effleurent la pierre; ou met enfin l'ame, l'esprit et la finesse dans la gravure. Man sieht also, daß Mariette der Diamantspitze keinen so geringen Antheil, an der Vollendung der Arbeit des Steinschneiders beilegt, als Herr Klotz. Selbst die Kraft, dem Steine erst Geist, Leben und Feinheit zu ertheilen, legt er ihr bei.

In der Folge redet Mariette von der Behandlungsart der Kameen, und hält es zur feinen und völligen Ausarbeitung derselben für durchaus nothwendig, daß der Künstler die Diamantspitze zu Hülfe nehme. Quand on examine, setzt er hinzu, le travail de plus beaux Camées des anciens, il ne paroît pas possible, qu'ils les aient exécutés autrement; et peut-être est-ce pour avoir négligé de se servir de ces derniers

instrumens, et avoir craint les longueurs de l'opération, que plusieurs Camées sont d'un travail si lourd et si indécis. Les excellens graveurs de l'antiquité, moins avares de leurs tems que jaloux de leur réputation, ne ménagoient point ainsi la peine, et souvent ils sortoient de l'ouvrage les yeux si fatigués, que ne pouvant plus soutenir la vue des petits objets qu'ils gravoient, ils étoient obligés, s'il en faut croire Pline, de regarder des Emeraudes, dont la couleur agréable et bienfaisante les récréoit et remettoit leurs yeux dans leur affiette naturelle.

Eben diesen, zu mehr als bloßer Vollendung und Ausfeilung, und selbst zu den ersten scharfen Umrissen der Figuren angewandten, Gebrauch der Diamantspitze vermuthet auch Herr Martini von den Steinschneidern des Alterthums, in seinen schätzbaren Zusätzen zur neuesten Ausgabe der Archäologie des sel. Ernesti. *) Nachdem er bemerkt hat, daß die alten Künstler sich eben so wie die neuern des Rades, und, wie er glaubt, auch des Diamantpulvers, höchst wahrscheinlich bedienten, setzt er hinzu: eos, verisimile est, Adamantem quoque acuminatum, sive natura, sive arte, sive forte, dum pulveris caussa tundebatur, ita factum; quod posterius Plinii verba (H. N. lib. XXXVII. c. 4.) in-

*) p. 272.

dicare videntur, instrumentis quibusdam inclusisse; inclusum usurpasse ad finiendas particulas et lineas tenuissimas, quae terebrarum fervore, nondum filo satis tenero et subtili, sed quasi crassiori ductae, nec satis ad amussim praecisae et elaboratae erant: qua in haeresi quoque fuit Klotzius, dum in vivis esset, celeberrimus. Quid? quod non minus fieri potuit, ut ejusmodi adamante ecuminato, idoneisque manubriolis incluso, extrema figurae, vel figurarum lineamenta in gemmis ducerent, et partium singularum dimensiones, justumque locum designarent, antequam eas terebrando tentarent. Manus enim firmior et exercitatior simile quasi telum facilius et rectius gerere, sine ullo errandi metu dirigere, eodemque lineas extremas in gemma fidentius ducere, quam illas terebra, quae minus in ipsius erat potestate, levissime delignare potuisse, mihi certe videtur. Quin probabile est, quas pluribus in gemmis extremas figurarum lineas, easdemque artis legibus convenientissime exactissimeque ductas, sese animadvertisse, testatur Lippertus (Praefat. Dactylioth. p. XXIX.) eas non terebrae fervore, sed ejusmodi adamante acuminato scalptas fuisse. Quam conjecturam meam dijudicent, ac vel probandam, vel improbandam statuant lectores me prudentiores.

Nachtrag zum sieben und zwanzigsten Briefe.

Ueber den Gebrauch, den schon die Steinschneider der Alten von der Diamantspitze gemacht haben müssen, verdient auch das gelesen zu werden, was der verstorbene Graf v. Veltheim darüber sowohl, als von der Kunst der Alten in Glas und Stein zu schneiden überhaupt, gesammelt und erwiesen hat. *) Natter's und Lessing's Beweise hält er für unwiderleglich, und glaubt, der ehemalige Streit hierüber sey ohne gehörige Kenntniß der Sache geführt; auch hätten billig schon die Schriften eines Vettori, Giulianelli und Jannon de St. Laurent einen Jeden davon überzeugen sollen. Was er indeß als fernere Zeugnisse anführt, scheint mehr nur das Verfahren der neuern als der alten Künstler zu betreffen; und das Uebrige ist zum Theil wider Herrn Döll zu Suhl gerichtet, der den Gebrauch der Diamantspitze bei den Alten für ein Hirngespinst erklärte; **) zum Theil betrifft es andere Nagemittel, deren sich die alten Steinschneider bedienten.

---

*) Sammlung einiger Aufsätze, historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts; 2 Theile; Helmstädt 1800. 8. Th. II. S. 135. ff.

**) In Meusel's Museum für Künstler, St. 13. S. 16. ff.

XI.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

S. 153.

Wenn Lessing gegen das Ende dieses Briefes sagt, er bilde sich ein, in der von ihm angeführten Stelle des Plinius *) den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider zu finden, und sogar eine ganz neue Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen; so scheint er dabei die Worte: aliae non nisi retuso, aus dieser Stelle, im Sinne gehabt zu haben. Und wenn er gleich kurz vorher ferrum retusum durch stumpfes Eisen erklärt, **) so hält er doch seine Meynung zurück, wofür er dies Mittel oder Werkzeug eigentlich gehalten habe, weil er sie erst durch Versuche bestätigen zu können wünschte.

---

*) L. XXXVII. Sect. 76. Tanta differentia est (gemmarum) ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

**) Mariette (T. I. p. 195.) übersetzt es durch des outils sans tranchant.

Fast aber scheint es mir, daß Plinius unter dem, was er schlechthin ferrum nennt, die Art von kleinen Sägen, welche man Bolzzeiger und Spitzzeiger nennt, und unter dem ferro retuso die Rundperl, oder die Bouterolle, verstehe. Von dieser letztern giebt Mariette folgende Beschreibung: *) d'autres (outils) en plus grand nombre ont une petite tête exactement ronde, comme un bouton; on le nomme Bouterolles. Ce bouton dans quelques-uns est coupé par la moitié, et devient par ce moyen tranchant sur ses bords; tantôt il présente une tête convexe, et tantôt une tête plate: on peut appeller ces outils Demi-ronds. Le bouton qui termine ceux qu'on nomme plats, ne se peut mieux comparer qu'à une petite meule, et ceux qui ont le nom de Charnière, ont pour petite tête une manière de virole, ou emporte-pièce. De tous ces outils ce sont ceux dont le graveur fait le moins d'usage; ils ne sont propre qu'à enlever de grandes pièces, ou à percer une pierre. Mr. Felibien, qui a écrit, qu'on faisoit cette dernière opération avec un Diamant serri au bout d'une petite pointe de fer, ne faisoit pas attention qu'on risquoit avec un pareil instrument d'éclater une pierre, ce qui n'arrive point en se servant d'une charnière. Il y a encore des outils, qui se

---

*) Principes de l'architecture, L. II. c. 8.

terminent en une pointe mousse, et de toutes ces différentes espèces le graveur en fait tourner, ou les tourne lui-même de divers calibres, pour les employer suivant que demande la nature de l'ouvrage.

XVI.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

S. 153.

Sehr richtig unterscheidet Lessing die Torneutik der Alten von ihrer Toreutik. Jenes war ihre Drechslerkunst, dieses ihre erhobene Arbeit in Silber und andern Metallen vermittelst des Formens und Gießens. Und so sind auch die beiden Zeitwörter τορνευειν und τορευειν verschieden, indem jenes tornare, dieses hingegen caelare bedeutet. Diesen Unterschied hat schon Salmasius*) umständlich zu erörtern gesucht. Weit bestimmter und befriedigender aber hat Herr Hofrath Heyne**) den wahren Begriff der Toreutik der Alten, insonderheit bei'm Plinius, entwickelt, und zugleich

---

*) In C. Julii Solini Polyhistora, ed. Traj. p. 735 — 738.

**) Sammlung antiquarischer Aufsätze, St. II. S. 127. f.

gezeigt, daß τορευειν mit der Arbeit des Schnitzens, und noch weniger des Eingrabens, nichts gemein habe; daß es nur vom Metall, und zwar vom Formen und Gießen desselben, gebraucht werde; und, da es nur erhobene Arbeit anzeige, sich dabei, ohne nähern Grund, auf kein Stechen und Graben denken lasse.

Bei der Steinschneidekunst scheint also die Torneutik und der Gebrauch des Dreheisens von den Alten nicht angewendet worden zu seyn; und doch scheint Lessing dies geglaubt zu haben, wiewohl er sich über die, seiner Meynung nach nur den Alten bekannte Anwendungsart dieser Kunst, über das, was er ein gewisses ἀντιςροφον derselben nennt, nicht deutlich genug erklärt hat. Die Stelle bei'm Plinius, *) wo er lapides albos tornis duriores quam Parios erwähnt, kann er dabei wohl nicht in Gedanken gehabt haben, weil dort die Rede von Marmorarten und versteinerten Knochen ist. Herrn Heyne's Vermuthung ist sehr wahrscheinlich, daß Plinius hier das Wort tornus für einen Meißel gebraucht habe. Eher noch mochte Lessing, der bei dieser Gelegenheit den Salmasius anführt, welcher die Bewirkung gewisser Dinge der Torneutik schlechterdings abspreche, das im Sinne haben, was dieser Gelehrte, als sehr uneigentlich und mißbrauchsweise gesagt, aus der Paraphrase des Dionysius vom Festus Avienus anführt:

— — his glauca dehinc tornatur jaspis.

*) L. XXXVI. c. 18.

Aber Salmasius zeigt, daß dies im Griechischen nicht stehe, wo nur von der Politur des Jaspis die Rede ist.

Vorher führt er die Stelle bei'm Virgil an: *)

— — — — pocula ponam
Fagina, caelatum divini opus Alcimedontis,
Lenta quibus torno facili superaddita vitis
Diffusos hedera vestit pallente corymbos.

Und sagt darüber: Profecto vix ac ne vix quidem fieri potest, hoc enim τῶν ἀδυνάτων, ut vitis et hederae corymbi in poculo per tornum exprimi queant, vel imprimi. Er zeigt, daß in der Stelle des Theokrit, die Virgil hier wahrscheinlich vor Augen hatte, γλύφανον stehe, welches caelum, nicht tornus bedeute. Aber auch hier könnte man annehmen, daß tornus für caelum, den Meißel oder das Schnitzmesser gebraucht sey, womit die Figuren erhoben geschnitzt werden. **)

Daß übrigens die Alten die Kunst des Drechselns, die Torneutik, sehr weit gebracht, und besonders auch in Glasarbeiten ausgeübt haben, ist anderweitig bekannt. ***)

---

*) Bucol. Ecl, III. v. 38.

**) Vergl. Heyne's Samml. antiquar. Auff. St. II. S. 145.

***) S. Caylus Récueil d'antiquités, T. II. p. 356. f.

Nachtrag zum neun und zwanzigsten Briefe.

Der bereits vorhin erwähnte Graf von Veltheim, dieser für die Wissenschaften und seine Freunde zu früh verstorbene edle Mann, unterwarf den Begriff von der Toreutik der Alten einer neuen scharfsinnigen Prüfung. *) Der Meynung des Herrn Heyne, daß darunter die Kunst, in Metall zu formen und zu gießen, gemeynt sey, scheint ihm das frühere Daseyn dieser Kunst, lange vor dem Phidias, und der allgemeinere Gebrauch dieses und der damit verwandten Wörter, auch von Kunstwerken andern Stoffs, entgegen zu seyn. Er giebt indeß zu, daß das Wort Toreutik, dem ersten und eigentlichen Sprachgebrauche nach, nur von einer Kunst

*) In eben der, zuerst im J. 1793 einzeln gedruckten Schrift: Ueber Memmon's Bildsäule, Nero's Smaragd, die Toreutik, und die Kunst der Alten, in Stein und in Glas zu schneiden u. s. f. die hernach in der angeführten Sammlung neu bearbeitet erschien. S. daselbst S. 162 ff.

Kunst zu verstehen sey, die auf Arbeiten in Metall, und zwar nur auf erhabne Arbeiten, angewandt wurde. In dem engern Sinne aber hält er sie für die Kunst, den Bildsäulen und Basreliefs, nach vollendetem Guſſe, durch Meiſſel, Bohrer, Feilen, Schabeiſen, Grabſtichel, Punzen, Schleifſteine und mehr ähnliche Werkzeuge, den höchſten Grad einer meiſterhaften Ausführung und Vollkommenheit zu geben. Dieſe Erklärung, glaubt er, werde auch durch die Etymologie des Worts τορὲυειν unterſtützt, man mög' es nun von τέρειν, abreiben, abſchleifen, oder von τόρειν, durchbohren ableiten. In der Folge habe man es auch auf Arbeiten andern Stoffs, aber immer mit dem Nebenbegriffe jener Nachhülfe und Vollendung, angewandt. Die Cälatur hält er nicht für gleichbedeutend mit der Toreutik, ſondern mehr für einen Theil derſelben, für eine ihr untergeordnete Kunſt, und für das, was wir jetzt unter den beiden Benennungen von Graviren und Ciſeliren verſtehen. Und ſonach hätte die Toreutik ſich nur allein damit beſchäftigt, ſolchen Maſſen, die ſchon im Ganzen verarbeitet und ausgebildet waren, durch verſchiedene Hülfsarbeiten den höchſten Grad der Vollendung zu geben; die Cälatur, im ſtrengſten Sinne genommen, nur mit Maſſen oder doch ſolchen Theilen der Kunſtwerke, die noch gar nicht ausgebildet waren, alſo ihre ganze Ausführung blos durch Graviren, Ciſeliren, oder Ausſchleifen erhielten. Beide Wörter jedoch ſeyen von den alten Schrift-

stellern oft in einerlei Sinne gebraucht, weil beide Operationen mit einander so nahe verwandt, oft so unzertrennlich sind, und so unvermerkt in einander übergehen, daß der nämliche Künstler gewöhnlich beide verstehen und ausüben muß, und da, wo beide zugleich angewandt werden, es ihm oft selbst unmöglich seyn möchte, eine feste, für Jedermann verständliche Grenzlinie anzugeben.

In einer empfehlenden Anzeige dieser Schrift in den göttingischen gelehrten Anzeigen, gesteht der G. J. R. Heyne, daß er sich durch die Sachkunde und den Scharfsinn des Grafen in mehrern Stücken dieser Untersuchung wankend gemacht sehe; nur könne er mit dem Sprachgebrauch dabei auf keinen festen Grund kommen.

XVII. a.

Zum zwei und dreißigsten Briefe.

S. 161.

Immer wird die völlige Entscheidung der Frage: ob sich die alten Steinschneider des Diamantpulvers bei ihrer Arbeit bedient haben, sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich, fallen. Denn es giebt bei den Schriftstellern über diese Materie kein ausdrückliches Zeugniß weder dafür noch dawider: und aus der Wirkung läßt sich hier nicht auf die Ursache zurückschließen, weil es mehrerlei Ursachen dieser Wirkung geben konnte. In den beiden Stellen des Plinius, auf die sich Goguet beruft, liegt gewiß kein Beweis; die erstere versteht auch Mariette von den Diamantsplittern. Aber eben dieser Schriftsteller, der den Mechanismus des Steinschneidens so genau und umständlich beschreibt, erinnert doch auch, daß dies Pulver zu den verschiedenen Zwecken der Arbeit nicht immer von gleicher Feinheit seyn darf. Er sagt: *) Car aucun outil ne mord sur une pierre fine,

*) Tr. des P. gr. T. I. p. 202.

qu'autant qu'il est bien abreuvé de la poudre de Diamant: c'est cette poudre qui fait tout le travail. Celle qui n'est que grossièrement écrasée, est excellente pour les ébauches: elle mange, elle dévore, pour ainsi dire, tout ce qui se présente devant elle: mais s'agit-il de finir, faut-il opérer avec plus de précaution; on ne doit plus employer que de la poudre de Diamant très fines; elle ne peut, pour cet usage, être pilée assez fine dans un mortier. Jene gröbere Art des Diamantstaubes, jene tam parvae crustae, ut terni vix possint, könnten also vielleicht den Alten bekannt, und zu diesem Gebrauche angewendet worden seyn; nur scheint immer das: ferro includuntur beim Plinius, dieser Voraussetzung entgegen zu stehen.

Auch Mariette setzt gleich nach der eben angeführten Stelle hinzu: Au défaut de Diamant on pourroit se servir de Rubis ou d'autres pierres orientales, réduites en poudre; mais comme il s'en faut beaucoup que cette dernière poudre ait la même activité que celle de Diamant, le besoin seul la doit faire admettre. Und, in Ansehung des Smirgels: L'Emeril dont quelques Artistes se servent par économie, n'est bon tout au plus que dans les ébauches, et pour former de grandes masses; par-tout ailleurs il est d'un fort mauvais usage; il fait trop de boue; le graveur ne voit point ce qu'il fait.

Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beiden Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubes nicht gekannt haben:

1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als ist, sagt, daß sie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden. *)

2. Weil er nicht allein von diesen andern, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den saittischen und ägyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari. **)

---

*) Nämlich von dem Siderites. L. XXXVII. c. 4.

**) Man vergleiche Herrn Hofrath Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, III. 4. S. 341.

XVII. b.

Zum neun und dreißigsten Briefe.

S. 197.

Die auf der 77sten Tafel im dritten Bande des Museum Florentinum abgebildete knieende Statue glaubt Gori deswegen für einen römischen Miles Veles nehmen zu dürfen, weil diese Art von Kriegern eine leichte Rüstung, einen Spieß, einen vom Gürtel herabgehenden Degen, und einen ausgehöhlten Schild am linken Arm trugen. Daß er auf dem linken Knie ruht, findet Gori selbst befremdend, und sagt: *) Cur vero finistro genu flexo eum sculpserit statuarius: incompertum mihi est. Difficultate operis majorem spectarorum gratiam inire voluisse artificem arbitor, conjecturae facem praeferente Quinctiliano, qui haec de statuariis et pictoribus notat: **) *Expedit saepe mutare ex illo, constituto traditoque ordine aliqua; et interdum*

*) Mus. Florent. Vol. III. p. 77.

**) De Instit. Orat. I. II. c. 13.

decet, ut in statuis atque picturis videmus, variari habitus, vultus, status. Nam recti quidem corporis vel minima gratia est. Nempe enim adversa sit facies, et dimissa brachia, et juncti pedes, et a summis ad ima rigens opus: flexus ille, et, ut sic dixerim, motus, dat actum quendam effictis. Diese sehr wahre Bemerkung Quintilians ist hier nun freylich sehr unschicklich angewendet. Der römische Kunstrichter redet offenbar von der vortheilhaften Wirkung, welche die Abänderung und Mannigfaltigkeit der Stellungen und Geberdungen der Figuren in der Kunst thun. Hier aber wäre diese Abweichung von dem, was Natur und Kunst gemeinschaftlich fordern, übel angewandt; und es muß denn wohl irgend ein anderer Grund den Künstler zu der Wahl jener Stellung bestimmt haben. Herr Hofrath Heyne verweis't bei Gelegenheit dieser Statue auf eine Gemme in eben der großherzoglichen Sammlung, die mit jener viel Aehnliches hat. *) Hier aber beugt der Krieger sein rechtes Knie zur Erde, und stemmt das linke empor.

Die Anmerkung, daß die Bekleidung und die Aussicht dieses Kriegers eher einen ausländischen Soldaten, als einen Römer, zu erkennen gebe, hat, wie Herr Heyne erinnert, auch Bian-

*) T. II. tab. 67. n. 4. S. Heyne's antiquarische Aufsätze, St. II. S. 247.

chi *) gemacht. Jener setzt hinzu, daß es zu verwundern wäre, wenn das Stück, so wie es ist, bei so hervorspringenden Theilen, sich hätte erhalten können; er fürchte also sehr, der gemeine Kopf, und der wunderliche Schild, (scutum imbricatum) sey das Werk einer neuern Hand. Und der hier abgebildete, in Falten gekrümmte Schild gehört nicht sowohl zu den δερματνοις θυρεοις, die Suidas den Karthaginensern beilegt, als zu denen, von welchen Dio Kassius redet, wenn er bei der römischen testudo die clypeos und scuta unterscheidet, ob er gleich das Wort ἀσπιδες für beide braucht, und denen Kriegern, welche jene führten, τυς ἀσπισι ταις κοιλαις ταις σωλῃνοειδεσι χρωμενυς, d. i. solche, die sich hohler kanalförmiger Schilde bedienten, entgegen setzet. **)

*) Ragguaglio delle Antichità della Galleria Mediceo-Imperiale, p. 92. n. 105.

**) S. Lips. de Milit. Rom. p. 103. 108.

XVIII.

Zum vierzigsten Briefe.

S. 215.

Einigen Lesern ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich die Stelle des Paschalius hier ganz hersetze, die von Lessing am Schluß dieses Briefes nur nachgewiesen wird:

Ac sensim natum est hoc artificium nectendi corollas et coronas pulchriores et operosiores, quod a Sicyonus manasse Plinius est autor: *) *Hi dicuntur accendisse odores et colores ex ingenio Pausiae pictoris et Glycerae coronariae dilectae admodum illi.* Nempe haec ςεφανηπλόκος hunc pictorem sedula provocabat ad varianda opera sua; dum ipsa artifici pulcherrimos naturae foesus undique conquisitos ostentat. Artifex hinc acuit ingenium, et artem intendit; dum certant res et simulacrum, exemplar et exemplum; dum is una cum coloribus ipsos prope dixerim odores arte comprehendit. De hac Glycera, deque hoc ipso Pausia pictore, qui esset amator

*) L. XXI. c. 2.

ejus, haec tradit hic ipse Plinius: *) *Amavit in iuventa Glyceram, municipem suam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numerosissimam florum varietatem perduxit artem illam. Postremo pinxit illam sedentem cum corona. Quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando coronas sustentaverat paupertatem.* Ergo hujus imitatione prodierunt aliae ςεφανοπώλιδες, fertorum, seu corollarum et coronarum venditrices, caedemque opisices, qualem Horatius Europam nominat: **)

Nuper in pratis studiosa florum, et
Debitae nymphis opifex coronae
Noctae sublustri nihil astra praeter
Vidit et undas.

Und in der Folge setzt er hinzu: Ad harum exemplum dicuntur fuisse compositores gemmarum, quales nominantur a Plinio. Nostri has mulieres coronarias dixerunt.

---

*) L. XXXV. c. 11.

**) L. III. Od, 27. v. 29.

XIX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

Th. II. S. 10.

Es scheint, daß Herr Hofrath Beckmann, der in seinen schätzbaren Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, *) bei Gelegenheit der Spiegel, auch von dem Smaragd des Nero redet, sich an das, was Lessing hier darüber untersucht, nicht erinnert hat. Ich will die ganze Stelle hier mittheilen, ob sie gleich in der Voraussetzung, daß Nero kurzsichtig, und daß sein Smaragd ein Spiegel gewesen sey, ganz von den Lessingischen Behauptungen abweicht:

„Cary **) behauptet, Nero sey kurzsichtig, und sein Smaragd wie ein Hohlglas gebildet gewesen. Ersteres meldet Plinius ausdrücklich; ***)

---

*) B. III. St. 4. S. 295.

**) In den Saggi di Dissertt. Academ. della Academ. di Cortona, T. VII. p. 19. steht von ihm eine Abh. Sopra gli specchi degli Antichi, aus dem Französischen übersetzt.

***) In der auch von Lessing angeführten, aber vom Gegentheil erklärten, Stelle: Neroni,

aber letzteres, wiewohl es auch Abat *) nicht unwahrscheinlich findet, wird mir schwer zu glauben, weil zu viel Zwang dazu gehört, des Plinius Worte so zu deuten, die sich viel besser anders auslegen lassen. Da man bei den Alten von diesem herrlichen Mittel für Kurzsichtige sonst keine Nachricht findet; so müßte man bei jener Erklärung annehmen, daß dieser Gebrauch des Hohlsmaragds zufällig bemerkt worden, und daß man deswegen keinen Versuch gemacht habe, anderes natürliches oder künstliches Glas zu gleichem Gebrauche eben so zu bilden, weil man in dem Wahn gestanden habe, diese Eigenschaft sey dem Smaragd allein eigen, dem damals allgemein eine besondre Stärkung der Augen zugeschrieben ward. Viel wahrscheinlicher ist mir die Auslegung des Italieners, die auch Abat nicht ganz verwirft, daß nämlich der Smaragd eine gerade polirte Fläche gehabt, und dem Nero wie ein Spiegel gedient hat. **)

---

nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. Dies Blinzen bei Gegenständen in der Nähe ist doch wohl nie Kurzsichtigen eigen.

*) Diesen Aufsatz des Abat findet man übersetzt im neuen Hamburg. Magazin. Bd. I. S. 568.

**) Academia di Cortona, VII. p. 34: La sostanza è, che secondo il racconto di Plinio, lo specchio usato da Nerone non era nè concavo, nè occhialino, mà spec-

So scheinen auch Isidor und Marbodäus den Plinius verstanden zu haben. *) Hierwider läßt sich einwenden, daß ächte Smaragde zu klein sind, um Spiegel abgeben zu können. Aber die Alten reden von so großen und auch von so künstlichen Smaragden, **) daß man gewiß annehmen darf, sie haben auch grünen Flußspat und grüne glasichte Lava, oder den so genannten grünen isländischen Achat, grünen Jaspis, auch gut grün gefärbtes Glas dahin gerechnet. Hat man doch das grüne Glas im Kloster Reichenau, welches einen Schuh

---

chio grande e lontano dell' occhio, e posto obliquamente sul terrazino e finestra. — — Dunque lo smeraldo usato da Nerone era di corpe, o mole estesa, grande e piana, e collocavasi supino o sia inclinato, perchè vi si imprimessero e rifletessero le imagini, come negli altri specchi, e perciò non si è fondamento alcuno per crederlo occhialino. Almeno Plinio dice il contrario.

*) Orig. XVI. 7: Cujus corpus si extensum fuerit, sicut speculam, ita imagines reddit. Quippe Nero Caesar gladiatorum pugnas in smaragdo spectabat. (Dies in ist hier aber eingeschoben. Im Plinius steht blos spectabat smaragdo.)

**) Goguet, vom Urspr. der Gesetze ꝛc. B. II. S. 111. Fabricii B. Gr. Vol. I. p. 70.

lang, 7 Zoll breit, 3 Zoll dick ist, und 28¾ Pfund wiegt, *) imgleichen das große Gefäß in Genua, das noch dazu voll Blasen ist, **) bis auf unsere Zeit für Smaragd ausgeben mögen." —

Dies alles zugegeben, und sogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelstein, sondern die Marmorart, die Smaragdites heißt, gemeynt sey; so läßt sich's doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Widerschein, als den Anblick der Fechterspiele selbst habe sehen wollen. Auch würde zu solch' einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig gewesen seyn, die Plinius schwerlich unerwähnt gelassen hätte. Sehr willkürlich nimmt der unten angeführte italienische Gelehrte an, daß dieser vermeynte Spiegel schräge auf die Erde, oder in eine Fensteröffnung sey gestellt worden.

---

*) Keyßler's Reisen, I. S. 17. Andreä Briefe aus der Schweiz, S. 47; und ebendaselbst Herrn v. Beroldingen's Urtheil über diesen Smaragd.

**) Keyßler, I. S. 441. Mercure de France. Août, 1757. p. 149.

XX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

S. 16.

Mit dem, was hier über den Grad der Kenntniß der Vergrößerungsgläser bei den Alten, und über ihre Vorstellungen von der Wirkungsart derselben gesagt wird, stimmen folgende Bemerkungen des Dr. Priestley überein: *)

„Den Alten war die vergrößernde Kraft durchsichtiger Körper von gewisser Figur nicht unbekannt, ob sie gleich sehr weit davon entfernt waren, daß sie die Ursache eingesehen hätten. Seneca führt an, **) daß kleine und dunkle Buchstaben durch eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel größer

---

*) Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik, übersetzt und vermehrt vom Hrn. Prof. Klügel, B. I. S. 5.

**) Natural. Quaest. L. I. c. 6. Dixi modo, fieri specula, qua e multiplicent omne corpus, quod imitantur. Illud adjiciam, omnia per aquam videntibus longe

und heller aussehen; auch, daß Aepfel die in einem solchen Gefäße schwimmen, weit schöner, als sonst, erscheinen."

„Sollte ich mich noch nicht hinlänglich gerechtfertigt haben, das ich dem Leser so wenig von den optischen Kenntnissen der Alten vorlege, so zweifle ich nicht, daß ich es völlig thun werde, wenn ich ihm die Ursache erzähle, die Seneca von der vergrößernden Kraft seiner Glaskugel giebt. Sie ist diese: der Gesichtsstrahl gleitet in dem Wasser ab, und kann den Gegenstand nicht fest halten: acies nostra in humido labitur, nec apprehendere, quod vult, fideliter potest."

Bald hernach setzt Priestley hinzu: „Die alten Steinschneider sollen sich gläserner, mit Wasser gefüllter, Kugeln bedient haben, um sich die Figuren zu vergrößern, und feiner arbeiten zu können. Natter erzählt dies in einem Buche, das er über diese Materie geschrieben hat."

Natter aber ist weit entfernt, dies zu erzählen; er vermuthet es nur. Denn auf welches Zeugniß hätte er sich berufen können? In der Vorrede

---

esse majora. Literae quamvis minutae et obscurae per vitream pilam majores clarioresque cernuntur. Poma formosiora, quam sint, videntur, si innatant vitro.

Vorrede nämlich sagt er: Comme cet art est trop difficile pour qu'il puisse rien sortir d'achevé de la main d'un jeune homme, et que lorsqu'on est parvenu à l'âge le plus propre pour y exceller, la vue commence à s'affoiblir; il y a beaucoup d'apparence que les anciens Artistes ont en recours comme nous à quelques lunettes ou microscope, pour suppléer à ce défaut et faciliter leur travail. Die Art, wie sie sich diese Erleichterung bewirkt haben, läßt Natter, wie man sieht, unbestimmt; und von gläsernen Kugeln mit Wasser gefüllt, ist bei ihm die Rede nicht. Wenigstens habe ich in seinem ganzen Buche keine hierher gehörige Stelle außer der eben angeführten, auffinden können. Eben so wenig erwähnt auch Mariette etwas von der Art, selbst da nicht, wo er alle Werkzeuge und Geräthe, und das ganze Verfahren des Steinschneiders umständlich beschreibt. Diesem dienen auch die Vergrößerungsgläser wohl mehr nur, um den Fortgang und Erfolg seiner Arbeit von Zeit zu Zeit zu prüfen, als sich während der Arbeit selbst die Gegenstände dadurch in die Augen fallender zu machen.

So viel ich weiß, giebt es aus dem Alterthum keine Dioptrik, außer der des Hero von Alexandrien, der ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor C. G. lebte, und von dessen Katoptrik Heliodor von Larissa ein Fragment aufbehalten hat. Seine Dioptrik ist,

nach Lambeck's Zeugnisse, handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden, und besteht aus einigen dreißig Blättern in Quart. *) Vermuthlich dachte Lippert hieran, wenn er in der oben S. 19. ausgezogenen Stelle seiner Vorrede sagt: daß die Dioptrik bei den Alten im Gange gewesen sey, finde er nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. — Daß aber die Alten einige Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt hätten, davon finde auch ich nicht die mindeste Spur.

---

*) S. Heilbronneri Histor. Mathes. univers. p. 282.

Nachtrag zum fünf und vierzigsten Briefe.

Graf v. Veltheim hatte in seiner Schrift über die Reformen in der Mineralogie *) behauptet, daß Nero ein Myops, und der Smaragd, dessen er sich als Zuschauer der Fechterspiele bediente, ein hohlgeschliffener Aquamarin gewesen sey. Beides hat er in der Abhandlung über Memmon's Bildsäule, u. s. f. **) weiter ausgeführt. Lessing's Meynung, ***) daß Nero nicht Myops, sondern Presbyt gewesen sey, war dem Verf. unerklärbar, da sich aus den von ihm angeführten Zeugnissen das Gegentheil ergiebt; er versichert jedoch, L. habe ihm, als er seine Gegengründe ihm anführte, wirklich gestanden, er glaube hierin geirrt zu haben. Von dem Sma-

*) Einzeln, Helmstädt, 1793. 8. und im zweiten Bande der angeführten Sammlung, gleich zuerst.

**) S. die angeführte Sammlung, Bd. 2. S. 119.

***) Werke, Th. VI. S. 11.

ragd, womit jener Kaiser bei den Fechterspielen seiner Kurzsichtigkeit zu Hülfe kam, wird aus optischen Gründen gezeigt, das dabei weder an einen Spiegel zu denken, noch anzunehmen sey, daß der Smaragd linsenförmig geschliffen war. Auch aus den Worten des Plinius: iidem pletumque concavi, ut visum colligant, ergebe sich, daß er hohl geschliffen gewesen sey. Die Gründe, woraus es wahrscheinlich wird, daß dieser Stein unser Aquamarin, oder ein etwas dunkel gefärbter Beryll gewesen, sehe man in der angeführten Schrift selbst nach.

XXI.

Zum sechs und vierzigsten Briefe.

S. 31.

Vor dem von Lessing nach dem Plinius bemerkten Betruge bei den vorgeblichen Cameen von mehrern über einander liegenden Schichten warnt auch Mariette. *) Les pierres gravées

---

*) Traité des pierres gravées, T. I. p. 98.

de relief, sagt er, sont celles qui offrent plus fréquemment des occasions de faire de ces restaurations. Je l'ai déjà dit, il est rare d'en trouver de bien entières; mais il ne l'est pas moins d'en rencontrer, qui remplissent toutes les conditions qu'exige un Camée parfait. Une de principales, c'est que les couleurs soient distinctes; que celle qui peint un objet, ne s'étende point sur l'objet voisin, et qu'il n'y ait dans cette distribution des couleurs aucune confusion. Il faut de plus s'assurer, si la couleurs qui sert de fond, est véritablement celle de l'Agathe. Il se fait sur cela bien de supercheries. J'ai vu des Camées dont le champ étoit peint artificiellement, et d'autres qui étant considérablement amincis, n'avoient de couleur, que celle que la feuille, qui étoit appliquée dessous, leur donnoit: et quiconque n'en est pas prévenu, peut aisément s'y laisser surprendre, d'autant plus que cette couleur artificielle est ordinairement mise avec beaucoup d'art. D'autrefois les parties de relief du Camée ont été enlevées de dessus leur fond, cernées exactement tout autour, et cellées sur un nouveau fond d'Agathe; et c'est de cet façon qu'on été rétablis, même anciennement, quantité de Camées, qui étoient écornés, et qui par-là ont beaucoup perdu de leur prix. Il est aisé de discerner les Camées ainsi restaures, lors même qu'ils l'ont été avec le plus de soin. Car dans les

Camées qui sont purs et entiers, le fond est toujours un peu inégal et un peu ondé, il n'est pas possible de l'unir davantage à l'outil; dans les autres au contraire ce même fond est très lisse, et extrêmement bien dressé, parce que l'Agathe sur laquelle on a rapporté le relief, a passé auparavant sur la roue du Lapidaire.

XXII.

Zum sieben und vierzigsten Briefe.

S. 41.

Obgleich Mariette *) allen erhaben oder im Relief geschnittenen Steinen den Namen der Cameen giebt; so schränkt doch auch er bald hernach diese Benennung vorzüglich auf diejenigen Steine ein, welche mehrere Farbenschichten haben. Car les Camées, sagt er, se font avec des Agathes, et si le graveur sait profiter des différentes nuances, ainsi que des couleurs accidentelles

*) P. 31.

qui sont presque toujours repandues sur ces pierres fines, il peut en faire des applications heureuses, et faire paroître la sculpture embellie de couleurs qui sembloient réservées à la peinture. C'est ce qui a été partiqué plus d'une fois par d'excellens graveurs.

Lessing's Herleitung der Wörter Camée und camayeux aus der Zusammenziehung der beiden Wörter gemma onychia ist, fürcht' ich, mehr sinnreich, als wahr. Die Wörter camaeus, camahutus und camahelus, von dergleichen Steinen gebraucht, kommen, wie du Fresne und Adelung bemerken, und jener mit Beispielen belegt, schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte vor.

Ohne hier noch mehrere, als die von Lessing angeführten, Vermuthungen Anderer, über die Herstammung dieses Wortes, herzusetzen, gedenke ich nur derjenigen, die Herr Leibmedikus Brückmann *) hat, und die mir von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Ich gebe sie hier mit seinen eigenen Worten:

„Der Graf Caylus **) behauptet, daß auch die Alten bereits in verschiedene Arten von

---

*) Beiträge zu der Abhandlung von Edelsteinen, S. 153.

**) Récueil d'Antiquités, T. I. p. 26.

Schnecken und Muscheln ihre Cameen geschnitten haben. Es mag dieses nun seine Richtigkeit haben oder nicht, so hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort cameo oder camée von chama, welches eine bekannte Art Muscheln bedeutet, am richtigsten abzuleiten sey. *) Einige schreiben statt cameo, chameo; oder chamaeo; und es ist bekannt, daß man nicht selten die Muscheln, die die Alten und Neuern chamas nennen, erhaben geschnitten antrifft. Dergleichen geschnittene Muscheln und Schnecken, am mehresten deren Abschnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechselnden rothen, grauen, bläulichen, schwärzlichen, braunen und gelblichen Farben, den verschiedenen mit andern Steinen verbundenen Onyxarten oft so sehr, daß man dann und wann Mühe hat, solch' eine geschnittene Muschel- oder Schneckenschale, wenn sie als ein Ringstein, oder sonst, geschnitten und polirt ist, von einem ächten geschnittenen Onyx zu unterscheiden; so daß man oft den besten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es ist bekannt, daß man dergleichen Muschel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geschnitten antrifft; und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß nachher

---

*) Die deutsche Benennung ist Gienmuschel. Man vergl. Schmiedlin's Catholikon, B. II. S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuscheln, mit ausgeschnittenen oder eingegrabenen Figuren erklärt werden. E.

auch die erhaben geschnittenen Onyxarten und andere Steine chamaei, chamées oder camei und camées, sind genannt worden. Die Franzosen pflegen fast jederzeit, wenn von diesen Muscheln die Rede ist, camé statt chama zu schreiben," u. s. f.

Eben diese, hier so einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängst ein Ungenannter *) als ganz neu und unerhört, und mit einem bis zur Abgeschmacktheit gekünstelten und verschwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die schon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houel's malerischer Reise nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muscheln vorzüglich geschickt, erhaben geschnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht also, daß man ähnlichen Arbeiten zu Steinen schon deswegen den Namen der Muscheln selbst gab, noch ehe man die Muscheln künstlich bearbeitete; **) weil dazu schon die zwei abstechenden Farben dieser

---

*) Meusel's Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, S. XIII. und XIV.

**) Ueber diese Arbeit vergl. Mariette Tr. d. p. g. T. I. p. 91. s. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de petites coquilles de mer appellées

letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Lessing's Behauptung zusammenstimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, sondern in der Verschiedenheit der Farbenschichten, der wesentliche Charakter der Cameen zu suchen sey.

Es käme nur noch darauf an, den ältesten Nachrichten von dieser Art Muscheln und dem ersten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu sehen, ob dieser letztere früh genug da gewesen sey, um die analogische Benennung der ihnen ähnlichen Edelsteine zu veranlassen.

Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de Chames: ces dernières sont du genre de Bivalves.

Nachtrag zum sieben und vierzigsten Briefe.

Ueber die Entstehung des Wortes Camee stellte neulich Prof. Fiorillo eine neue Untersuchung an. *) Wie sehr verschieden und verstümmelt dieses Wort in mehrern Sprachen geschrieben sey, sieht man aus den auch von ihm aus dem du Fresne und Andern gesammelten Beispielen. Die Meynungen über die Ableitung desselben sind, wie bekannt, fast eben so mannigfaltig. Mit Lessing's Vermuthung, daß es, besonders in der Form von Gemmahuja, aus gemma onychia entstanden seyn könne, stimmt Herrn Fiorillo's Meynung zum Theil überein; außer daß ihm das erste dieser beiden Wörter genügt. „Ich wage," sagt er, „die Vermuthung, daß cameus aus dem Worte gemma entstanden sey. Die Buchstaben C, K und G, werden in dem Latein des Mittelalters oft verwechselt; und in einer Stelle beim Carpentier heißt der Camee sogar Gamau. Auch findet man Jamme für gemma in den Provenzalischen Dichtern. Diese Etymologie

---

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts, Bd. 2, S. 351.

wird sich den Sprachforschern vielleicht mehr als die andern empfehlen, bei denen man zu den orientalischen Sprachen seine Zuflucht nehmen muß." — Aus zwei Stellen bei'm Vasari macht Herr F. es wahrscheinlich, daß die Italiener anfänglich die zweifarbige Steinart, aber nicht die Arbeit, Cameo genannt haben, jene mochte vertieft oder erhöht bearbeitet seyn; und erst nachher sey der Name blos den Steinen mit erhobener Arbeit ausschließlich gegeben worden.

XXIII.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 52.

Ueber den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann,*) um zu sehen, wie abweichend die Angaben seiner Charaktere nicht nur der Neuern von den Alten, sondern auch jener von einander sind. Desto ver=

---

*) Abh. von Edelsteinen, S. 214. Beitrag. S. 18. 152.

zeihlicher war es, wenn Winkelmann diese Benennung brauchte, ohne dabei die Beschreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieser Benennung. Auch Mariette *) sagt: Si c'est le rouge qui fait le fond de l'Agathe-Onyx, c'est alors une Cornaline-Onyx; et c'est une Sardoine-Onyx, lorsque le champ en est jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Diesen Unterschied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Carneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demselben einerlei war. Mariette hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

---

*) p. 184.

XXIV.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 55.

Von dem Mohacksteine, s. Brückmanns Abh. S. 193, und Beitr. S. 142. — Gori war noch eher zu entschuldigen, als Klotz, wenn er im Lateinischen moco als die Benennung dieses Steins setzte, da ihn die Italiener moccho nennen. Auch redete er von dem orientalischen Dendrachat, der diesen besondern Namen führt, und drückte sich also bestimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte.

XXV.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

S. 56.

Umständlicher sehe man hierüber Lessings Kollektaneen, XXI. Bd. Igias.

XXVI.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

S. 61.

Wenn es mit der von du Fresne *) angeführten, aber nicht näher nachgewiesenen Stelle im Albertus Magnus seine Richtigkeit hat; so kann weder in dieser, die Stella schwerlich im Sinne hatte, opalus für orphanus gelesen werden, noch auch in der andern, von ihm gemeynten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet seyn. Der Artikel beim du Fresne ist folgender: *ORPHANUS, Lapis pretiosus*, inquit Albertus Magnus, *qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, visus est, propter quod* Orphanus *vocatur. Est autem in colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hic est sicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinosum, et sit superatus ab ipso, et traditur quod aliquando in nocte fulsit: sed nunc tempore nostro non micat in tenebris.* Meminit Nicephorus Bryennius lib. I. cap. 17. πολυθρυλλήτȣ μαργάρȣ, ὃν Ὀρφανὸν κατωαιόναζον,

*) Glossar. ad Script. med. et inf. Latin. v. Orphanus.

Margariti illius decantati, quod in clade Romani Diogenis in Turcorum potestatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuisse ait El-Macinus in Historia Saracenica. — Sonach schiene orphanus eben das bedeutet zu haben, was die Franzosen bei den Brillanten einen Solitaire nennen; und hiervon ist denn wohl unstreitig das deutsche Wort Wayse oder Wehse eine Uebersetzung. Dies Wort scheint übrigens sehr selten vorzukommen, da es Schilter, Wachter, Haltaus und Scherz in ihren Glossarien gar nicht haben. Auch Herr Adelung hat diese Bedeutung desselben in seinem Wörterbuche ganz unberührt gelassen; und Frisch setzt es als ein eigenes Wort für sich. Ich erinnere nur noch, daß van Boot anmerkt: *) man habe im Deutschen nicht jeden Opal, sondern eigentlich nur den, welchen die Italiener girasole heißen, Wehse genannt; und diesen nimmt er mit asteria oder astroites für den nämlichen Stein.

*) S. 192 der lateinischen Ausg. von 1636, und S. 243 der französischen von 1644.

Nachtrag

Nachtrag zum neun und vierzigsten Briefe.

Wenn man auch folgende Vermuthung Herrn Brückmann's über den Grund, warum der Opal auch orphanus benannt seyn soll, mehr sinnreich als wahrscheinlich finden sollte; so verdient sie hier doch wohl eine Stelle. „Sollte nicht, fragt er, *) orphanos in den damaligen barbarischen Zeiten aus dem Italienischen oro, oder dem Französischen or (Gold) und dem Griechischen φανὸς, durchscheinend, zusammengesetzt, und der schönste Opal, welcher einen Goldschein giebt, oder mit goldfarbigen Flämmchen spielt, darunter verstanden seyn? Hätte dies seine Richtigkeit, so würden die Uebersetzungen des Worts orphanos in Waise, Weese u. s. f. und mehr andre Erklärungen wegfallen."

---

*) Ueber den Sarder, u. s. f. S. 93.

1.

In den aus Lessing's Papieren mitgetheilten kurzen Entwürfen der Fortsetzung dieser antiquarischen Briefe ließen sich der Zusätze eine Menge liefern. Aber ich würde hier theils dasjenige wiederholen müssen, was sich Lessing selbst schon in seinen Kollektaneen dazu gesammelt hatte, worauf er so oft in jenen Entwürfen verweiset, und die ich dabei oben schon, nach der gedruckten Ausgabe, nachgewiesen habe; theils halte ich es für besser, die Streitigkeiten, worauf sich diese Briefe beziehen sollten, jetzt nicht wieder zu erneuern, da sie zum Theil vergessen, und durch die Stimme des Publikums längst zu Lessing's Vortheil entschieden sind. Also nur noch ein Paar kurze Erinnerungen.

Im vier und siebzigsten, und den beiden folgenden Briefen war Lessing Willens, sich mit dem Verfasser der literarischen Briefe, einem zweiten Verfechter von Klotz, einzulassen. Von diesen Briefen sind zu Altenburg 1769 bis 1774 drei Packete erschienen, die sehr vermischten Inhalts sind, und jetzt wohl größtentheils in Makulatur-Packete verpackt seyn mögen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob der nachmalige, jetzt verstorbene Etats-Rath Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach

tout court — ihr Verfasser gewesen sey, oder nicht. In Meusel's gelehrtem Deutschlande werden sie ihm wenigstens beigelegt. Die vier letzten Briefe des ersten Packets betreffen den Streit zwischen Lessing und Klotz; und es ist freilich sonderbar genug, daß dieser Briefsteller denselben auf drei Hauptpunkte zurückführt: auf die Homerische Nachahmung bei den alten Künstlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perspektiv der Alten. Es war mein Vorsatz, mich wider die in diesen Briefen gemachten neuen Vorwürfe in neue Erörterungen und Rechtfertigungen der Lessingischen Behauptungen einzulassen. Aber indem ich sie in dieser Absicht wieder durchlese, finde ich alles, des siegreichen und höhnischen Tons ungeachtet, so oberflächlich und so leicht widerlegbar, daß ich es für reinen Zeitverlust halten würde, mich dieser Mühe zu unterziehen.

2.

In dem neun und sechzigsten Briefe wollte Lessing von seinen zwei noch nicht bekannten Steinen, mit *ΕΡ* und *ΑΝΘΡΩΟΣ* bezeichnet, reden.

Die beiden erstern griechischen Buchstaben stehen auf der Figur eines Stiers, in einen Chalcedon oder weißen Karneol geschnitten, die auch auf der zweiten Kupfertafel zu S. 208 des fünften Bandes dieser Sammlung abgebildet ist. Was Lessing darüber sagen wollte, hatte er sich, der Hauptsache nach, in seinen Kollektaneen angemerkt, die man darüber nachsehen kann. *) Der Meynung, daß die Buchstaben römisch sind, und der Stein nach einer Münze von Epirus geschnitten sey, ist auch der Recensent der Kollektaneen in den Göttingischen Anzeigen. **)

---

*) XXI. Bd. Gemmen. 73.

**) Vom Jahr 1791, St. 74. — In Herrn Raspe's sogleich anzuführendem Verzeichnisse steht dieser Stein unter der Klasse der Dionysischen Stiere, N. 1303.

Eben daselbst *) nahm sich Lessing vor, einen unbekannten Stein, mit der Inschrift Anteros, im dritten Theile der antiquarischen Briefe bekannt zu machen, und setzte einige Zweifel über die Deutung der auf diesem Steine befindlichen Figuren hinzu. Ich konnte damals nichts weiter darüber sagen, weil mir der Stein fremd war, den auch Lessing als noch unbekannt angab. Bald aber nach dem Abdrucke der Kollektaneen überraschte mich mein verehrungswürdiger Freund, Herr Leibmedikus Brückmann, mit der Vorzeigung der, in einen Ring gefaßten, Gemme selbst, die nach Lessing's Tode in seine Sammlung gekommen war. Und nicht lange hernach übersandte mir Herr Nicolai, da er mir den Antrag zu dieser neuen Ausgabe der antiquarischen Briefe machte, einen Abdruck der hier beigefügten Kupfertafel, die schon im Jahr 1769 zu dem dritten Theile dieser Briefe vorläufig gestochen war.

Man sieht hier zur Rechten vor einem Baume einen runden Altar, oder eine kleine Säule, worauf ein Storch, oder ein Ibis, mit dem Einen Beine steht, indem er das andere mit aus-

*) A discriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, etc. Lond. 1791. 2. Voll. 4. p. 94.

gespreiteten Klauen über die Spitze eines auf der Erde empor stehenden Schwertes hält, um es, wie es scheint, zu schützen. Ueber dem Schwerte steht ein Stern. Weiter links ein Adler mit einem langen Stabe oder Spieße, auf dessen Spitze das steckt, worüber Lessing mit Recht zweifelhaft ist, was es eigentlich vorstellen solle. Ein Delphin ist es schwerlich; eher noch ein halb umgekehrter Helm, aus dem eine Schnecke hervorkriecht. Der Adler hat seinen Kopf hinter sich, dem Storche zu, gekehrt. Endlich noch linker Hand eine Säule, und auf derselben ein Krug, oder ein Opfergefäß, mit einer, dem Adler zugekehrten, Handhabe.

In Herrn Raspe's schätzbarem Verzeichnisse von Tassie's Pastensammlung findet sich dieser nämliche Stein Nro. 1041, mit folgender Beschreibung: „Ein Adler, der in Einer seiner „Klauen eine Lanze hält, auf welcher eine Schnecke „und eine Schlange stecken. Auf der einen Seite „ist eine Säule mit einem Gefäß, und auf der „andern ein entblößtes Schwert, ein Altar mit einem „Storch, und ein Baum. Unten, *ANTHPΩ*." — Auf der zwanzigsten Kupfertafel ist eine Abbildung dieses Steins befindlich, in der aber die Darstellung dessen, was auf dem Spieße steckt, ganz verfehlt ist, und einer Katze völlig ähnlich sieht. Aus dem Baume ist hier ein schwebender Zweig geworden. Uebrigens wird hier weder die Materie der Gemme, noch die Sammlung woraus sie genommen ist, angezeigt; die Paste wurde

also vermuthlich nach einer andern Kopie verfertigt.

Die Vorfindung dieser abgebildeten Paste in der gedachten Sammlung brachte mich indeß natürlicher Weise auf die Vermuthung, daß diese Gemme doch wohl so ganz fremd und unbekannt nicht seyn möchte, und daß sie vielleicht schon in irgend einer durch Kupfertafeln und Beschreibungen erläuterten Sammlung befindlich sey. Glücklicher Weise fiel ich gleich auf diejenige, in der ich sie wirklich fand. Wegen des auf dieser Gemme befindlichen Sterns, schlug ich nämlich den von Gori und Passeri herausgegebenen Thesaurus bestirnter Gemmen nach, *) und fand die Abbildung der gegenwärtigen auf der 141sten Kupfertafel. Sie hat die Ueberschrift: Monstrum chimaericum; und unten steht: Ex ectypo Musei V. C. Francisci Comm. Victorii. Sie befand sich also, aber, wie es scheint, auch nur in einer Paste, in der Sammlung eben des Vettori, dem Lessing in seinen Kollektaneen einen so ausführlichen Artikel widmete, und dessen glyptographische Abhandlung er einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte.

---

*) Thesaurus Gemmarum antiquarum Astriferarum; interprete Joh. Bapt. Passerio; cura et studio Ant. Franc. Gorii. Flor. 1750. 3 Vol. fol. min.

Neugierig war ich nun auf die Erklärung des Passeri über die auf diesem Steine befindliche Vorstellung, ob mich gleich die von ihm gewählte Ueberschrift, Monstrum chimaericum, wenig Befriedigung hoffen ließ. Er sagt geradezu, daß diese Gemme unter die chimärischen Seltsamkeiten zu zählen sey, weil auf ihr ein Adler und der Vogel Ibis etwas thun, was über ihre Naturkräfte hinausgeht: galeam hastae subsixam, et gliadum stringunt. Was auf dem Spieße steckt, konnte er schlechthin für einen Helm erklären; denn es hat auf der hier gegebenen Abbildung völlig die Gestalt eines Helms, an dem sich auch nichts Schneckenähnliches befindet, und der hier auch eine ganz verschiedene Lage hat. Am längsten verweilt er sich bei der Inschrift Anteros, wovon hernach; und hält das Ganze für ein amuletum amatorium. Bei der weit hergeholten Gelehrsamkeit, die er, nach der Sitte italienischer Antiquare, zur Erläuterung der Figuren beibringt, mag ich mich nicht aufhalten. Es wird gerade nichts dadurch erläutert; und Passeri selbst erklärt am Ende alles für bloße Muthmaßungen, weil Gemmen dieser Art, die von den gewöhnlichen mythischen Grundsätzen abweichen, schwer zu erklären sind. Er schließt mit der sehr wahren Bemerkung: Latent etiam quandoque in hisce scalpturis méri artificum lusus atque loci, seu etiam scommata, quae olim nota, nunc penitus ignorantur: quod adnotasse non pigebit, ne in hisce operibus, adeo a communi veterum

mente atque stilo recedentibus, operam proteramus.

Dieser guten Lehre will ich denn auch hier folgen, und Andern die Deutung des Subjects dieser Gemme gern überlassen. Nur noch ein Paar Worte über seine Inschrift.

In den Kollektaneen *) setzte Lessing zu dem Artikel Anteros: „Soll der Name eines alten Steinschneiders seyn." Und, wie sein Bruder, Herr Münzdirektor Lessing auf einem Abdrucke des hier beigefügten Kupfers aus einem Briefe von Herrn Lessing an Herrn Nicolai anmerkt, wollte Lessing im dritten Theile seiner antiquarischen Briefe erweisen, daß es gar keinen solchen Künstler gegeben habe, und *Αντηρως* ganz etwas anders bedeute. Wenn er hingegen in einem von den hinterlassenen kleinern Fragmente artistischen Inhalts **) die Stelle aus dem Montfaucon anführt, worin derselbe bei einem andern mit diesem Namen bezeichneten Steine, zuerst vermuthet, es sey hier der Gott der Gegenliebe, Anteros, gemeynt, und hernach die Meynung anderer anführt, daß es vielmehr der Name des Künstlers sey; so setzt er hinzu: „Und so ist es auch; denn Stosch führt

---

*) XXI. Bd. Anteros.

**) S. Th. IV. S. 30.

„einen andern geschnittenen Stein mit diesem „Worte an."

Dies letztere hat nun zwar nicht ganz seine Richtigkeit; denn Stosch *) gedenkt zwar eines ähnlichen Steins, setzt aber ausdrücklich hinzu, daß darauf gar kein Künstlername befindlich sey. So viel sieht man indeß, daß Lessing über diesen Umstand noch zweifelhaft war.

Passeri ist es gleichfalls; **) aber doch neigt er sich mehr zu der Meynung, daß hier der Gott Anteros gemeynt sey, über den er nun allerlei zu kommentiren Gelegenheit findet. Ich selbst fand diese Vermuthung wahrscheinlich; und sie wurde es mir noch mehr, als ich in Herrn Raspen's Verzeichnisse ein Paar Gemmen mit dem Worte Eros bezeichnet fand, von dem es wohl noch zweifelhafter ist, ob darunter ein Künstler zu verstehen sey. Was wäre nun natürlicher gewesen, als das Geschenk eines mit dem Namen des Gottes der Liebe bezeichneten Steins oder Ringes mit einem andern zu erwiedern, der den Namen des Gottes der Gegenliebe zur Inschrift gehabt hätte? Bei dem Steine des Stosch, dem Herkulus Buphagus, ist hingegen die Inschrift *ANTEPΩTOC*, schon des Genitiv's wegen, eher für den Namen eines Künstlers zu nehmen, und

---

*) Gemm. Ant. Col. n. IX. p. 10.

**) l. c. T. II. p. 173.

vielleicht daraus nichts auf die Inschrift unsers Steines zu folgern. *) Doch, ich wage nichts zu entscheiden.

---

*) Aus der verfehlten Orthographie in αντηρως, die auf der andern Gemme richtig ist, läßt sich auch wohl nichts schließen. Man weiß, daß dergleichen Fehler auf alten Inschriften jeder Art nicht selten sind.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotth. Ephr. Lessings Sämmtliche Werke

Bd.: 6

Carlsruhe 1824

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4307 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260997-7